

kit
jugendhilfe

abenteuerreise

EINBLICKE IN DEN ALLTAG VON ERZIEHUNGSSTELLEN



Inhalt

- 3 **Vorwort**
- 8 **Viel Platz im Leben**
Acht Erziehungsstellen im Portrait
- 10 **Eine echt krasse Herde**
Familie Schuster
- 16 **Die beste Entscheidung unseres Lebens**
Familie Neu
- 20 **Wenn Bindung möglich wird**
Familie Wandel
- 26 **Lust auf alles, was man in der Welt machen kann**
Familie Weise
- 32 **Wie ein Tanz auf dem Seil**
Familie Bär
- 38 **Die Welt mit anderen Augen sehen**
Familie Merckle
- 44 **30 Jahre professionelle Pflegefamilie**
- 46 **Immer eine offene Tür**
Familie Wandel
- 52 **Wenig kann uns noch schocken**
Familie Bäcker
- 57 **Was sind denn nun Erziehungsstellen?**
Zusammenschau von Klaus Wolf
- 60 **Perspektivwechsel**
Im Gespräch mit zwei Fachberater:innen
- 66 **Wie wird man eigentlich Erziehungsstelle?**
- 67 **Impressum**

Vorwort

Was machen wir, wenn Kinder oder Jugendliche für einen gewissen Zeitraum oder auf Dauer nicht gut von ihren Eltern versorgt werden können? Was tun wir, wenn es zu Vernachlässigung kommt, wenn Kinder in Familien Gewalt erfahren oder in anderer Weise sich nicht gut entwickeln können?

Das sind Fragen, die sich unsere Gesellschaft immer wieder neu stellen und darauf Antworten finden muss.

In Deutschland leben aktuell etwa 87.000 Kinder und Jugendliche in einer Pflegefamilie, das ist neben der Versorgung von Kindern und Jugendlichen in Wohngruppen, Heimeinrichtungen, Kinderdörfern und anderen sogenannten stationären Erziehungshilfen sowie der aufsuchenden Unterstützung direkt in den Herkunftsfamilien eine ganz wichtige dritte Form der Entlastung und Begleitung für die jungen Menschen und der Familien.

Welche Vorstellungen verbinden Sie mit einer Pflegefamilie? Und wie sieht das praktisch aus? Haben Sie sich vielleicht selbst auch schon einmal überlegt, ein Pflegekind in ihrer Familie aufzunehmen? Wäre das überhaupt vorstellbar? Was braucht es dafür?

Die vorliegende Broschüre gibt einige Antworten zu diesen Fragen und zwar aus der direkten Perspektive einiger Pflegefamilien selbst.

In unserer Einrichtung arbeiten aktuell 33 von uns sogenannte „Erziehungsstellen“ (andere nennen sie sonderpädagogische Pflegefamilien oder professionelle Pflegefamilien) – ein sehr wichtiger und unglaublich anspruchsvoller Arbeitsbereich unserer Einrichtung, der deshalb auch durch unser Team von acht Fachberater:innen intensiv begleitet und gerahmt wird.

Wir möchten das enorme gesellschaftliche (!) Engagement der Erziehungsstellenfamilien mit dieser Broschüre sichtbar machen und würdigen. Die Aufnahme eines jungen Menschen in die eigene Familie ist mit einer großen Verantwortung verbunden.

Rund **87.000 junge Menschen** wuchsen 2023 in Deutschland in Pflegefamilien auf – das sind **40,5 Prozent** aller erzieherischen Hilfen außerhalb der Herkunftsfamilie. In Baden-Württemberg leben **6.878 junge Menschen** in einer Pflegefamilie.

Die nachfolgenden Berichte erzählen von Höhen und Tiefen bei der Begleitung der jungen Menschen, die manchmal für kürzere Episoden, meist aber für sehr lange Zeit in den Erziehungsstellen leben, sie erzählen von Herausforderungen im Alltag, im Umfeld der Familie und in den Familien selbst. Sie zeigen die besonderen Qualitäten der ganz unterschiedlichen Lebensentwürfe und Familienformen, die hier in Erscheinung treten.

Und vielleicht können die Berichte auch Sie neugierig machen und anregen, über diese Aufgabe selbst einmal nachzudenken oder andere Menschen in Ihrem Umfeld auf diese Lebens- und Arbeitsform aufmerksam zu machen?

Zwei Betrachtungsweisen, was Erziehungsstellen sind ...

Die Frage, was genau eigentlich Erziehungsstellen sind, kann aus der Fachliteratur oder aus unserer „Konzeption Sozialtherapeutische Erziehungsstellen“ beantwortet werden (s. Kasten rechte Seite).

Auf den folgenden Seiten wird aber noch ein anderer Weg gewählt.



Konzeption Sozialtherapeutische Erziehungsstellen

- » Unsere Sozialtherapeutischen Erziehungsstellen sind professionelle Pflegefamilien, in denen mindestens ein Erwachsener über eine sozialpädagogische, psychologische oder bei Aufnahme von Kindern mit Behinderung eine pflegerische Ausbildung verfügt.
- » Sie nehmen ein bis zwei Kinder oder Jugendliche für kürzere, längere Zeit oder auf Dauer in ihre Familie auf.
- » Die professionelle Kompetenz der Sozialtherapeutischen Erziehungsstellen liegt in der pädagogischen Qualifikation einer Bezugsperson und darin, dass wir als freier Träger die Vorbereitung der Erziehungsstellenfamilien, die Vermittlung der Kinder, vor allem aber die regelmäßige fachliche Begleitung dieser individuellen Hilfe gewährleisten.
- » Das Angebot der Sozialtherapeutischen Erziehungsstellen richtet sich in erster Linie an Kinder und Jugendliche, die durch besonders schwierige Lebensumstände zeitweise oder länger nicht mehr in ihrer Herkunftsfamilie leben können.
- » Aufgrund von psychischer Erkrankung, Suchtproblematik, eigener leidvoller Bindungserfahrung, massiver Überforderung oder unlösbaren Familienkonflikten sind die leiblichen Eltern selbst nicht in der Lage, den Bedürfnissen ihrer Kinder nach Sicherheit, Schutz und Anregung zu entsprechen. Die Kinder oder Jugendlichen haben zum Teil über Jahre hinweg Vernachlässigung, Misshandlung oder emotionalen Missbrauch erlebt und dadurch Verhaltensweisen entwickelt, welche von außen nur schwer verstehbar sind.
- » Aufgrund ihrer besonderen Belastungen brauchen die Kinder und Jugendlichen Sicherheit, Zuneigung, Ermutigung und positive Begrenzung. Das Aufwachsen in einer sozial- oder sonderpädagogisch ausgebildeten Pflegefamilie soll ihnen einen stabilen und belastbaren Rahmen sowie alternative Erfahrungen mit Bindungen und Beziehungen ermöglichen.

Unsere Kollegin Jutta Goltz hat sich in den letzten eineinhalb Jahren die Zeit genommen und mehrere Erziehungsstellen besucht. Sie wurde von den Familien nach Hause eingeladen, durfte sehen, zuhören und nachfragen, was die Familien bewegt hat, diese Aufgabe zu übernehmen und welche Herausforderungen sich im Alltag ergeben. Ihr Blick und Zugang ist mehr journalistisch und weniger wissenschaftlich. Daraus sind sehr authentische Portraits entstanden, die auch einen Eindruck davon vermitteln, wie die Kollegin als Gast empfangen

wurde, was sie berührt, irritiert, neugierig gemacht und mitgenommen hat.

Vielen Dank an Jutta Goltz für die interessierten Besuche, das Einlassen auf die ganz unterschiedlichen Menschen und für die einfühlsamen Portraits. Und vielen Dank an die Familien, die ihre Türen geöffnet haben. Alle Portraits wurden von den Familien gegengelesen und freigegeben. Und zum Schutz der Familien und der jungen Menschen wurden die Portraits anonymisiert.



Jutta Goltz

seit 2015 Bereichsleiterin bei kit jugendhilfe und verantwortlich für Angebote und Projekte im Bereich der Jugendsozialarbeit und Gemeinwesenarbeit. Durch die Interviews erhielt sie intensive Einblicke in einen ganz anderen Arbeitsbereich. Ihr Fazit: „Häufig arbeiten Erziehungsstellen da, wo andere institutionelle Systeme an ihre Grenzen kommen. Es ist beeindruckend, mit welchem Engagement und hoher Fachlichkeit (auch garantiert durch das

begleitende Fachteam) sich Erziehungsstellen auf die Herausforderungen einlassen. Und erschütternd, wie wenig gesellschaftliche Anerkennung sie für diese Arbeit bekommen. Mein tiefer Dank geht an alle Gesprächspartner:innen, die mir so ehrliche und private Einblicke gegeben haben. Es war schön, auch die Freude und das Glück zu teilen.“

Die acht dichten Portraits vermitteln ein Bild dieser spannenden und anspruchsvollen Lebens- und Arbeitsform. Wir haben Klaus Wolf, pensionierter Professor für Erziehungswissenschaft/ Sozialpädagogik an der Universität Siegen mit seiner vielfältigen Expertise zu Themen des Aufwachsens in Pflegefamilien gefragt, ob er

die Portraits mit seiner „Außenbrille“ lesen und kommentieren kann. Das fanden wir hilfreich, auch mit dem Interesse einer kritischen Betrachtung dessen, was wir meinen, eigentlich ganz gut zu machen, aber vielleicht auch betriebsblind sind.

Und das, was er daraus gemacht und was er dazu sich gedacht hat, beschreibt Klaus Wolf so:

Aus den acht interessanten Portraits verschiedener Erziehungsstellen soll eine Vorstellung von ihren Merkmalen gewonnen werden. Dieser „phänomenologische“ Zugang gründet also in den konkreten Beobachtungen, Beschreibungen und Selbstbeschreibungen, die Jutta Goltz über die jeweilige Erziehungsstelle gesammelt und erstellt haben. Dabei werden jeweils zwei Merkmale aus jedem Portrait hervorgehoben. Aus dem Besonderen, Individuellen, Einzigartigen der jeweiligen Erziehungsstelle soll schließlich ein allgemeines Profil mit vielen Facetten erstellt werden. Vorannahmen, also das, was wir schon vorher gewusst haben und normative Definitionen – wie z.B. „Sie sollen nur Erziehungsstellen heißen, wenn sie die folgenden Voraussetzungen erfüllen“ – werden zugunsten einer in den Portraits gründenden Empirie zurückgestellt. Die Beschreibungen können nicht vollständig sein. Es stecken immer mehr Merkmale in den Portraits als die, auf die ich die Aufmerksamkeit richte, und manche Phänomene werden auch in weiteren Portraits deutlich. Die anderen Antworten aus der Literatur auf die Frage, was Erziehungsstellen sind, sollen daher nicht ersetzt, sondern um eine weitere ergänzt werden. Ist das sinnvoll und hilfreich? Schau'n wir mal!

Herzlichen Dank an Klaus Wolf für seine Zeit, die Kommentierungen, das Querlesen und die neuen Gedanken, die dabei entstanden sind.

So, und jetzt „Schau'n wir mal“. Ihnen allen eine gute Lektüre. Und geben Sie danach die Broschüre gerne an Interessierte weiter. Das würde uns freuen!

Prof. Dr. Klaus Wolf

ist pensionierter Professor für Erziehungswissenschaft / Sozialpädagogik an der Universität Siegen mit vielen theoretischen und praktischen Bezügen und Forschungen zum Aufwachsen in Pflegefamilien bundesweit und international. Er leitet die Forschungsgruppe Pflegekinder an der Universität Siegen, ein seit 2006 bestehendes Forschungsnetzwerk aus Wissenschaftler:innen, die ihre Arbeitsschwerpunkte an der Universität Siegen, an anderen Hochschulen in Deutschland und der Schweiz sowie im Feld der Pflegekinderhilfe und bei der Perspektive gGmbH – Institut für sozialpädagogische Praxisforschung und -entwicklung – haben. Nicht zuletzt ist er Familienmensch – als Ehemann, Vater, Großvater. Auf seiner Homepage gibt es viele spannende Publikationen, Texte, Vorträge, Forschungsarbeiten zu Themen, die ihm wichtig sind.

www.prof-klaus-wolf.de





Viel Platz im Leben

ACHT ERZIEHUNGSSTELLEN IM PORTRAIT



Herr Schuster ist bestens vorbereitet für unser Gespräch: der Tisch schön eingedeckt, verschiedene Kuchen und kleine Törtchen, klassische und vegane Sahne, die Kaffeemaschine wartet auf ihren Einsatz. Bereitgelegt sind Fotoalben und digitale Fotos. Und Herr Schuster hat alle auf unseren gemeinsamen Termin hin koordiniert: die beiden Jugendlichen Daniel (bald 21) und Laura (22), seine Frau und die leibliche Tochter Selma (31) mit ihrem Ehemann. Eine bunte, muntere Runde. Auffallend ist die große Offenheit, mit der alle miteinander sprechen. Und sie warnen mich: „Unsere Geschichten können ein ganzes Buch füllen!“

Die Erziehungsstellenarbeit ist vor allem die Aufgabe von Herrn Schuster – während seiner Ausbildung zum Jugend- und Heimerzieher hat er von dieser Arbeitsmöglichkeit gehört und gleich gedacht: „Das wäre was für mich“. Seine Frau, auch aus dem Sozialbereich, hat ihn unterstützt, aber immer außerhalb gearbeitet. Es ist eine unsichtbare Arbeit, nicht immer leicht, nach außen zu vermitteln – noch heute rätseln Nachbar:innen manchmal noch, was er denn den ganzen Tag zuhause so macht. „Schafft der au was?“ Auch die Kinder wurden immer wieder gefragt, was ihr Papa denn arbeitet – die Antwort war dann schnell: „Wir sind sein Job“.

Daniel und Laura haben sie im Jahr 2005 kennengelernt, die beiden (zweieinhalb und dreieinhalb Jahre alt) lebten damals bereits seit einem halben Jahr in einer Jugendhilfeeinrichtung. Erinnerungen an diese Zeit haben Daniel und Laura eigentlich kaum – der mit Ketten verschlossene Süßigkeiten-schrank ist ihnen noch im Gedächtnis und dass Laura dort mit einem viel zu großen Fahrrad fahren konnte. Aber es gibt ein gemeinsames Fotoalbum, das den beiden von dort mitgegeben wurde, wir blättern drin rum – und darin finden wir auch den ersten Brief, den Schusters damals an die beiden Kinder geschrieben haben: mit Fotos vom Garten, von ihrer Tochter Selma im Hasenstall und von ihnen dreien winkend auf der Gartenbank: „Wir freuen uns auf euren Besuch.“

Es begann ein langsames Kennenlernen mit verschiedenen Besuchen hin und her, die Tochter Selma war ausdrücklich in die Entscheidungsfindung mit einbezogen und bei fast allen Treffen dabei. „Wenn sie nein gesagt hätte, hätten wir es nicht gemacht.“



Eine echt krasse Herde

Aber der Altersabstand war groß, Selma fand die beiden „Zwerg“ süß und war recht schnell die geliebte große Schwester – eine Rolle, die sie laut den Eltern sehr genossen hat. Und sie nutzte die Chance, beim anstehenden Autoneukauf auf einen Siebensitzer zu drängen, so dass sie quasi eine Rückbank für sich alleine hatte und sich nicht zu den beiden Kleinen quetschen musste.

Die Familie findet recht schnell zueinander, das Haus auf der Alb wird zum neuen Zuhause, aus den Schusters werden „Mama“ und „Papa“. Auch diese Sprachregelung wurde mit Selma besprochen und nach ein paar Tagen Bedenkzeit stimmt sie zu. Im Rückblick ist diese bewusste und transparente Einbeziehung ihrer Sichtweise und Bedürfnisse eine der zentralen Grundlagen dafür, dass das Zusammenleben so gut geklappt hat. Selma war beteiligt und hatte als leibliche Tochter nicht das Gefühl, zurückstecken zu müssen oder weniger Aufmerksamkeit zu bekommen.

Und dann gibt es noch die leibliche Mama, die Oma und die Halbschwester ... zu allen hatten und haben Laura und Daniel noch Kontakt. Und auch Schusters waren immer bemüht, diesen anderen Familienteil aktiv miteinzubeziehen. Wichtig war, dass die Treffen an einem neutralen Ort statt fanden: Daniel und Laura woll(t)en, dass ihr Zuhause ein „geschützter Ort“ ist, zu dem die Herkunftsfamilie keinen Zugang hat. Und der Fachdienst der kit jugendhilfe sorgte für einen klaren Rahmen („jeder darf ausreden“), hielt Mutter und Oma in Schach und intervenierte bei Aussagen wie „Ich steck dich jetzt in die Handtasche und nehme dich mit.“ Und doch ist bei aller Ambivalenz

deutlich spürbar, wie froh alle Beteiligten sind, dass es gelungen ist, in ein zwar anstrengendes Miteinander zu kommen („nach jedem Umgang haben wir Drei erst mal tief durchgeschnauft“), die Herkunftsfamilie aber so eingebunden werden konnte, dass sie nicht gegen die Erziehungsstelle gearbeitet hat. Frau Schuster erinnert sich noch gut an die Konfirmation von Laura, bei der die leibliche Mutter mit Tränen in den Augen meinte: „Ich bin so froh, dass meine Kinder bei euch sein können. So ein Fest hätten wir nicht ermöglichen können.“

Es werden Fotos ausgepackt und Familienanekdoten erzählt – großes Gelächter, eine Geschichte nach der anderen: Kindersprüche werden erinnert („Hier ist es so sauber, da kann man ja vom Boden essen“ – „Nein, wir haben Teller“; „Daniel, komm jetzt ins Bett, schlafen“ – „Nein, ich schaue in die Welt“), Eigenheiten beschrieben (Daniel voller Glück im Matschhaufen – am liebsten mit rot-weißem-Absperrband – Laura in einem Traum von rosa daneben wollte partout keine dreckigen Füße), die besonderen Aktionen mit der großen Schwester (mal zu McDonalds fahren, zum CVJM mitgenommen, basteln, später erste Cocktails getrunken, bei ihr übernachtet), die Abendrituale von Herrn Schuster (Lieder singen, „das Waldorfgefuchtel vom Schutzengel“), Selma, die mit einer Engelsgeduld stundenlang mit einem panischen Daniel übt, sich die Haare waschen zu lassen („Erst die Quietscheente und dann du, jetzt wieder die Quietscheente, dann du, dann wieder die Quietscheente. Das ging drei bis vier Stunden so.“). Der Stolz darauf, dass in der Familie alle alles gelernt haben: Laura kann mit einer Selbstverständlichkeit ihre kaputte Wasch-

maschine reparieren, alle kochen, putzen, hacken Holz, es gibt keine Geschlechterzuschreibungen. Eine große Verbundenheit wird spürbar, ein starkes Wir-Gefühl: „Wir sind das gallische Dorf, nur ohne Zaubertrank.“ (Laura) und „Wir sind eine echt krasse Herde“ (Daniel in Anspielung auf den Film Ice Age 2).

Natürlich war auch vieles schwierig, anstrengend, ärgerlich: neben den Umgängen für die Kinder vor allem auch der Kontakt mit der Amtspflegerin des Jugendamtes, zu der sie kein Vertrauensverhältnis aufbauen konnten und die sie doch für so viele Kleinigkeiten benötigten: jede Unterschrift für Klassen- oder Freizeitaktivitäten, das Ohrlochstechen, anstehende Untersuchungen, immer mussten die Kinder warten, „immer um fünf Ecken rum“, noch heute beschreiben sie es als eine Situation der Abhängigkeit. Ganz blöd war, als die Amtspflegerin „auch noch mit dem Auto vom Landratsamt vor der Schule vorgefahren ist. Und dann wollte die auch noch einen Schulbesuch machen!“ Für Laura besonders ärgerlich war, dass sie in der Zeit ihrer Ausbildung 75 Prozent ihres Gehaltes an das Jugendamt abgeben musste. Das hat sie wahnsinnig geärgert – zum Glück wurde diese Regelung als gesetzlich unzulässig eingestuft und nach viel Streitereien bekam sie ein Jahr später („das war ein langer Kampf“) eine Nachzahlung in Höhe von 8.000 Euro – Geld, das sie dann sofort in ihren Führerschein und ein eigenes Auto investiert hat. „Ich war so froh, als ich endlich 21 war. Jetzt bin ich frei und kann machen was ich will.“

Und natürlich gab es auch viele Konflikte im familiären Alltag, „es war nicht immer alles Bullerbü“ (Frau Schuster). Daniel hat das fetale

»Wir sind das gallische Dorf, nur ohne Zaubertrank.«



Alkoholsyndrom, kann immer wieder heftig ausrauten, braucht viel Struktur und enge Führung, Laura und Selma waren in der Pubertät immer wieder recht anstrengend ... aber das Entscheidende war, dass alle miteinander immer wieder durch diese Konflikte gegangen sind und auch Laura und Daniel die Erfahrung machen konnten, gehalten zu werden: Laura kennt andere Jugendliche aus der Jugendhilfe (Wohngruppe oder Pflegefamilien), „die mussten nach solchen Streits immer ausziehen“. Für Schusters gab es durchaus Momente, an denen das ganze Konstrukt auf der Kippe stand, aber irgendwie ging es dann immer weiter. Lachend meint er: „Wir haben drei Berater von kit jugendhilfe verschlissen.“

Und heute? Selma ist verheiratet, erwartet ihr erstes Kind und alle strahlen bei der Vorstellung, Großeltern oder Tante / Onkel zu werden. Laura hat ihre Ausbildung zur Kinderpflegerin abgeschlossen, arbeitet seit zwei Jahren und hat eine tolle Stelle gefunden, bei der sie auch noch übertariflich bezahlt wird. Sie wirkt sehr aufgeräumt und glücklich mit ihrer aktuellen Lebenssituation. Sie wohnt momentan noch in der Einliegerwohnung von Schusters, die von allen als „Sprungbrett in die Selbstständigkeit“ bezeichnet wird. Aber „jetzt muss sie raus,“ meint Herr Schuster, denn nach den beiden jungen Frauen ist jetzt Daniel dran mit der Verselbständigung: er hat gerade eine Ausbildung abgeschlossen und ist auf Arbeitssuche. Das stresst ihn und Herr Schuster ist in dieser Phase ein wichtiger Ansprechpartner für ihn. In seiner Freizeit ist er bei der Freiwilligen Feuerwehr und hatte die beste Zeit seines Lebens als freiwilliger Helfer nach

der Flutkatastrophe im Ahrtal. Alle Kinder wollen räumlich in der Nähe der Familie bleiben, das ist ganz klar, „hier ist unser Zuhause“, hier fühlen sie sich heimlich angebunden. Kein Wunder, bei so einer echt krassen Herde

Und Schusters? Was kommt, wenn die Erziehungsstellenarbeit demnächst endet? Frau Schuster will mittelfristig reduzieren und in Rente gehen, Herr Schuster hätte noch ein paar Jahre ... aber nochmals Erziehungsstelle sein? Eher nicht. Sie wurden zwar schon zwei Mal für Inobhutnahmen angefragt, aber sie wissen genau, dass die Kinder dann bleiben, weil es kaum Alternativen gibt. Und jetzt nochmals das Ganze von vorn? „Das geht nicht mehr. Dazu sind wir jetzt zu alt.“ Und vermutlich lässt sich so eine gemeinsame Geschichte auch nicht wiederholen. Aber klar ist: nach 20 Jahren wird Herr Schuster eine silberne Anstecknadel von Daniel bekommen! Und der 5. Mai wird immer ein besonderer Festtag in der Familie bleiben: jedes Jahr backt Laura einen Kuchen oder eine Torte, besorgt Blumen und schreibt eine paar Zeilen. Die Karte von diesem Jahr steht immer noch gut sichtbar beim Esstisch.



KOMMENTIERUNG VON KLAUS WOLF:

Das Portrait von Familie Schuster zeigt, in der Erziehungsstelle wird gearbeitet, aber in dieser besonderen Art von Familienbetrieb ist die Arbeit nach außen nicht sichtbar.

Bei Frau Schuster ist die Sache klar: Sie arbeitet außerhalb. Aber wie ist das bei Herrn Schuster? „Schafft der au was?“ Dass er ordentlich zu tun hat im Haushalt und mit den Kindern und dass das richtig anstrengend werden kann, ist sicher anerkannt. Aber ist das Arbeit im Sinne von: Das erfordert spezielles Wissen und Können? Ist seine Ausbildung für diese Arbeit notwendig und welche ist einschlägig? Ist das ein Beruf, eine professionelle

Tätigkeit? Sieht er das so und kann er es anderen erklären? Sehen das die Kinder so? Wie sehen das die anderen im Sozialraum und die Fachkräfte des Jugendamtes? Ist er für die Amtspflegerin ein Experte für die Erziehungsstellenarbeit oder als Pflegevater der Laie, dem man immer wieder sagen muss, was passieren soll? Das spezielle Wissen und Können, die Professionalität, der Charakter als Berufsarbeit sind in der Erziehungsstelle nicht offensichtlich und nicht durch allgemeine Symbole und Requisiten (Arbeitskleidung, ein offizielles Büro, Werkzeuge u.ä.) repräsentiert. Diese Anerkennung muss immer wieder hergestellt, manchmal erkämpft werden.

In der Erziehungsstelle muss geklärt werden, welche Bezeichnung für die Rolle der Erwachsenen angemessen ist. Sind sie Mama und Papa für die aufgenommenen Kinder? Auch hier gibt es wieder unterschiedliche Perspektiven: die von Herrn Schuster und Frau Schuster, ihrer leiblichen Tochter, von Mama, Oma und Halbschwester aus dem Herkunftssystem und der beiden Kinder, die aufgenommen wurden. Weitere Menschen im Umfeld haben dann auch noch ihre eigenen Vorstellungen. Was passt für sie jeweils? Stimmen die Auffassungen überein? Wie verändern sie sich im Laufe der Zeit? Solche Fragen stellen sich in Erziehungsstellen, sie können und müssen von den verschiedenen Akteur:innen beantwortet werden. Einfache Antworten in allgemeinen gesellschaftlichen Deutungsmustern gründend stehen dafür nicht zur Verfügung.

Die beste Entscheidung unseres Lebens

Die Begrüßung bei Familie Neu ist herzlich, Star des Nachmittags ist ganz klar Esther: 14 Monate alt, zwei kleine Zähne im strahlenden Gesicht, seit gestern kann sie die ersten Schritte laufen und hält uns während des Gesprächs gut auf Trab. Familie Neu ist erst seit fünf Monaten Erziehungsstelle und noch ganz mit dem sich Einfinden in der neuen Situation beschäftigt – ruhig und sehr reflektiert gehen sie das Ganze an.

Frau Neu ist vom Grundberuf Erzieherin und hatte schon immer ein Interesse an Kindern und Jugendlichen in Notlagen („mein Herz schlägt für diese Gruppe“). Mehrere Jahre arbeitete sie in einer stationären Wohngruppe. Mit 24 Jahren ging sie für einen Freiwilligendienst nach Asien, blieb ein paar Jahre und arbeitete in einem Kinderheim. Je länger sie dort war, umso unzufriedener war sie mit den institutionellen Rahmenbedingungen: „Es war einfach nicht so persönlich, wie ich es für die Kinder gerne gehabt hätte. Es gab Personalwechsel, keine Kontinuität, keine lebenslange Begleitung.“ In ihr

reifte die Entscheidung: „Wenn ich mal die Möglichkeit habe, ein Kind aufzunehmen, dann würde ich das sehr gerne machen.“

Ein paar Jahre hat es noch gedauert, sie wollte das in keinem Fall als Singlefrau machen: „Ich wollte immer einen Partner haben, der das auch als seine Aufgabe sieht“ – und dann kam Herr Neu in ihr Leben, der von vornherein offen dafür war. Mit 40 Jahren haben sie geheiratet, der ideale Plan war dann, eigene Kinder und Pflegekinder zu haben. Es vergingen nochmals zwei Jahre, Herr Neu gab dann den entscheidenden Impuls, das Thema verstärkt anzugehen: „Was macht eine Familie zu einer Familie? Ist es der Name? Die Blutsverwandtschaft? Nein, es gibt so viele Familien, die nicht miteinander können. Die Beziehung und Bindung ist das A und O.“

Sie suchten den Austausch mit anderen Pflege- und Adoptivfamilien, hörten von einer Freundin, die selbst als Erziehungsstelle arbeitet, informierten sich über die rechtlichen Möglichkeiten und entschieden sich dann für den Vorbereitungsprozess bei

kit jugendhilfe. Zunächst behielten sie ihre Überlegungen für sich: „Wir haben es niemanden gesagt, wollten als Paar in unserer Entscheidung gefestigt sein, bevor wir es unseren Familien und Freunden mitteilen. Herrn Neus erwachsener Sohn aus erster Beziehung war der erste, der in das Vorhaben mit einbezogen wurde („Er war sehr begeistert und hielt es für eine gute Idee“). Nach und nach kommunizierten sie ihren Prozess nach außen. Auch der Rest der Familie und Freunde reagierten ausnahmslos positiv. Beide waren überrascht, wie viele Menschen in ihrem Umfeld doch mit den Themen Pflege und Adoption zu tun hatten: Vom Chef bis zum Hausarzt gab es „überraschende Überschneidungen“. Je konkreter es wurde, desto wichtiger war es Herrn Neu, seinen Arbeitgeber einzubeziehen: „Mir war klar, dass ich am Anfang eine Woche daheim sein möchte, denn es gibt für den Pflegevater keinen Anspruch auf Elternzeit. Es gab keinen Geburtstermin, wir standen auf einer Liste und der Zeitpunkt der Aufnahme war ungewiss. Durch das Gespräch stellte ich die Weichen, um kurzfristig Urlaub zu nehmen.“

Die Aufnahme eines Erziehungsstellenkindes verzögerte sich nochmals, Frau Neu hatte zwei Fehlgeburten und „auch dies zu verarbeiten hat Zeit gebraucht, um bereit zu sein für die Nöte eines anderen Kindes. Uns war wichtig, dass das aufgenommene Kind sich um seiner selbst willen angenommen und willkommen fühlt und spürt, dass es keine zweite Wahl ist.“

Die Vorbereitungsphase durch kit jugendhilfe dauerte fast ein Jahr, alle fünf Wochen gab es einen gemeinsamen Gesprächstermin, bei dem die Neus

die unterschiedlichen Mitarbeiter:innen des Fachdienstes kennen lernten. Das war eine spannende Zeit, „für uns musste es auch nicht schnell gehen. Es war ähnlich wie bei einer Schwangerschaft, da kommen die Themen ja auch erst mit der Zeit.“

Die Vorbereitungsphase war nicht immer einfach: Neus erlebten hautnah, was es heißt, eine „öffentliche Familie“ zu sein – Frau Neu kann sich gut erinnern, dass sie zwar viele gute Gespräche mit den Fachberater:innen hatten, sie aber schon auch manchmal schlucken musste: „Manchmal habe ich mich in Frage gestellt und durchleuchtet gefühlt.“ Ihr Mann versteht die andere Perspektive: „Die kennen uns ja nicht. Die potenziellen Pflegeeltern gründlich zu schulen, spricht auch für die gute Vorbereitung der kit jugendhilfe, bevor ein Kind in eine Familie vermittelt wird. Dies geschieht nicht leichtfertig, da braucht es ein gutes Vertrauen.“

Im Laufe des Vorbereitungsprozesses fanden Neus zu einer selbstbewussteren Haltung. Beide sind sich einig, dass dieser Prozess sehr hilfreich war. Schritt für Schritt wurden die Themen abgearbeitet: Was bringen mögliche Kinder mit, was bedeutet die Zusammenarbeit mit Vormündern und Jugendamt, hat das Kind Geschwister oder keine, gibt es Kontakt zu den Eltern? „Alle Varianten waren denkbar.“

Und dann kam der Anruf von der Bereichsleitung von kit jugendhilfe: „Können wir heute noch telefonieren? Wir haben zwei Anfragen.“ Es ging

»Manchmal habe ich mich in Frage gestellt und durchleuchtet gefühlt.«

ein bisschen hin und her, Informationen wurden ausgetauscht, Gespräche mit dem Jugendamt geführt und dann war klar, das neunmonatige Mädchen könnte es sein. Beide strahlen in Erinnerung an ihren ersten Besuch bei der Kurzzeitpflege: „Esther war eingepackt in einen Spielanzug, der ihr bestimmt zwei Nummern zu groß war. Sie war relativ ruhig und mir war sofort klar: Die ist es, keine andere.“ Und Frau Neu ergänzt: „Ein Blick zwischen mir und meinem Mann hat genügt. Es gab kein Überlegen, wir mussten uns nicht absprechen.“ Innerhalb von zehn Tagen fanden sieben Kennenlernertermine statt, dann wurde der Wechsel vollzogen. Herr Neu lacht: „So konnten wir Esther in dieser Zeit kennenlernen und in dieser Zeit alles notwendige noch besorgen: Beistellbett, Kindersitz, die passenden Windeln und Kleidung, da sie sehr wenig mitgebracht hatte.“

Jetzt steht das Einfinden im gemeinsamen Familienalltag an. Esther macht es Neus eigentlich leicht. Anfangs war sie extrem verunsichert und forderte zu jeder Zeit die volle Aufmerksamkeit ein. Das hat sich im Laufe der ersten Monate deutlich beruhigt, mittlerweile ist sie sehr viel entspannter. Esther ist bislang noch anonym bei Familie Neu untergebracht, das heißt, es gibt keinen direkten Kontakt zwischen der Erziehungsstelle und den Eltern. Die Fahrt zu den an einem neutralen dritten Ort stattfindenden Umgangskontakten dauert eine knappe Stunde – Frau Neu fährt mit, muss dann aber draußen bleiben. Begleitet wird Esther dann von der zuständigen Fachberaterin von kit jugendhilfe. „Esther fährt nicht gerne Auto und weint bei längeren Fahrten oft. Mir ist es vor allem bei den

Umgängen wichtig, dass sie nicht zusätzlichem Stress ausgesetzt ist, in dem sie allein hinten im Auto sitzt. Deshalb fährt die Fachberaterin eine Stunde her zu uns, um uns abzuholen, gemeinsam fahren wir zu dem Kontakt und ich sitze hinten bei Esther. So kann ich sie gut auf der Fahrt begleiten. Hinterher bringt sie uns dann wieder zurück.“ Da die Fachberaterin den Umgangskontakt gestaltet, „ist es wichtig, dass sie eine gute Beziehung zu Esther hat. Regelmäßig kommt sie vorbei, um Zeit mit ihr und uns zu verbringen.“

Neus ist es wichtig, Esther in Bezug auf die Umgänge gut zu begleiten. Sie möchten Esther ein ganzheitliches Bild „von ihrem Hintergrund und ihren Wurzeln vermitteln. Wir haben ein Fotobuch erstellt mit ihren Eltern, ihrem Bruder und auch unseren Familienmitgliedern. Esther soll immer wissen, dass dies ihre Familie ist. Wir wollen keine Tabuthemen oder Spaltungen. Und wir wollen auf jeden Fall positiv über ihre Eltern sprechen, jeder Mensch hat Stärken.“ Herr Neu ergänzt: „Die Eltern sind gute Menschen, aber sie haben Grenzen und können aufgrund ihrer Suchterkrankung nicht mehr leisten.“ Vielleicht ist ja irgendwann ein gemeinsamer Kontakt möglich, „mal ein gemeinsamer Ausflug mit allen Erwachsenen aus ihrem Leben“, hofft Frau Neu.

Aktuell kann Esther für die nächsten zwei Jahre bei Neus bleiben – diese zeitliche Begrenzung ist auch mit einer Ungewissheit, was die Zukunft betrifft, verbunden. „Wir haben uns für eine Beziehung zu Esther geöffnet und sie liegt uns am Herzen. Selbstverständlich würden wir sie gerne langfristig betreuen.“ Aber Herr Neu spricht auch

aus, was beiden klar ist: „Es geht nicht um uns, sondern um das Beste für das Kind. Das entscheiden andere und das könnte auch eine Rückführung in die Familie bedeuten.“ Frau Neu formuliert ihre Grundhaltung: „Wir nehmen unsere gemeinsame Zeit als gegeben. Solange sie bleibt, soll sie sich zuhause fühlen.“

In der Klarheit gestalten sie gerade ihren Alltag, sie nehmen sich viel Zeit beim Ankommen, tauschen sich mit anderen Familien aus. Und wachsen immer mehr in ihre Rolle hinein, Frau Neu erinnert sich: „In der ersten Krabbelgruppe, in der ich war, habe ich Esther noch als unser Pflegekind vorgestellt.

Mittlerweile stelle ich sie oft als „unser Kind“ vor. Ich will nicht, dass sie gleich überall in eine Schublade gesteckt wird. Sie soll einmal frei entscheiden, mit wem sie ihre eigene Geschichte teilen möchte.“

„Es war die beste Entscheidung unseres Lebens“ – diesen Satz haben Neus mittlerweile von vielen anderen Erziehungsstellen gehört, dem können sie nur zustimmen. Und so blicken sie mit Zuversicht auf die nächsten Jahre – Esther wiederum ist ganz im Hier und Jetzt und findet, dass es reicht mit dem Gespräch. Dass sie immer mehr Schritte auf ihren noch etwas wackeligen Beinen hinbekommt, ist schließlich alle Aufmerksamkeit wert!

KOMMENTIERUNG VON KLAUS WOLF:

Das Portrait von Familie Neu zeigt die verschiedenen Facetten der Vorbereitung.

Die eigene Lebenssituation muss passen, für die einzelnen Menschen und für das Paar als gemeinsames Projekt. Das geht nicht unter Zeitdruck, sondern muss sich entwickeln. Andere müssen mitspielen und ebenfalls informiert und vorbereitet werden. Dann müssen die Anforderungen erfüllt werden, die aus dem organisatorischen und rechtlichen Rahmen rekurrieren. Schließlich steht die Entscheidung an für ein ganz bestimmtes Kind. Dieser Prozess enthält Elemente aus zwei sehr unterschiedlichen Kontexten. Ein Arbeitszusammenhang wird vorbereitet und eine Lebensform wird gestaltet. Auf der beruflichen Seite sind eine einschlägige

Ausbildung, die Einarbeitung in ein neues Arbeitsfeld, die Kooperationen mit Kolleg:innen wichtig. Als private Lebensform stellen sich andere Fragen und sind andere Wege der Vorbereitung wichtig. Hier muss beides zusammengeführt werden.

Auch unterwegs wird die rechtliche Rahmung noch einmal sehr gravierend deutlich. Die Entscheidung über den Verbleib des Kindes und die damit verbundenen Ungewissheiten stehen in Spannung zu einer Familiengründung und der nachhaltigen familialen Verortung eines Kindes in der Familie. Damit müssen die Erwachsenen und das Kind, dem die Unsicherheit kaum verborgen bleiben kann, umgehen. In der Organisationslogik sind Befristung, Vorbereitungen in einem offiziellen Hilfeplangespräch und die Entscheidung als Verwaltungsakt vorgesehen. Im biografischen Erleben gelten andere Muster. Hier muss beides zusammen stattfinden.

Wenn Bindung möglich wird



Ein liebevoll ausgebautes Haus, verwinkelt, verwunschen, am Gartentor eine Ton-Elfe, die Hündin Alma ist in heller Begeisterung ob des Besuchs und zeigt mir schwanzwedelnd den Weg. Wir führen unser Gespräch im Wohn-Ess-Zimmer, eine gemütliche Sitzecke mit bunten Kissen, hohe Fenster mit Blick in den Garten. Fast etwas weltentrückt, märchenhaft.

Seit mittlerweile viereinhalb Jahren leben Frau Maurer und Herr Meister mit Farah zusammen – beide haben aus ihren ersten Beziehungen bereits (zum Teil erwachsene) Kinder und wollten nochmals „ein gemeinsames Projekt“ starten – Frau Maurer hatte mit der Familienplanung bereits abgeschlossen, ihr Partner noch nicht – Erziehungsstelle zu werden, war eine prima Möglichkeit,

trotzdem Eltern zu werden. „Wir harmonieren sehr gut“, hinzu kommt, dass Frau Maurer als Sozialpädagogin das System Pflegekinderwesen kennt: „Das ganze System ist mir vertraut. Ich fand das schon immer sehr spannend und habe den Hut gezogen vor den Pflegefamilien.“ Die leiblichen Kinder haben damals unterschiedlich auf diese Entscheidung reagiert. Der 17jährige Sohn von Herrn Meister meinte ganz spontan: „Papa, ich finde es schön, dass ihr was Gutes macht.“ Frau Maurers 21jährige Tochter hingegen war gar nicht begeistert und sorgte sich eher um ihre Mutter: „Oh Mama, hast du dir das auch wirklich überlegt?“ Mittlerweile ist Farah voll integriert in die bestehenden Familiensysteme, die älteren Geschwister kommen gerne zur Unterstützung vorbei, die Großeltern sind glücklich.

Es begann eine intensive Vorbereitungsphase durch kit jugendhilfe, die insbesondere für Herrn Meister sehr wichtig war: „Ich bin ja Handwerker und habe in pädagogischer Hinsicht null Erfahrung.“ Durch die ganz individuell auf sie abgestimmte Vorbereitungszeit konnte er für sich ein ganz anderes fachliches Verständnis von Bindungstheorien und Traumata entwickeln. „Es war auch ein Nachdenken über die eigene Geschichte, Familiengeheimnisse kamen zutage und mir wurde einiges klar!“ Frau Maurer entdeckte, dass bereits ihre Oma Pflegekinder (Kriegswaisen) bei sich aufgenommen hat.

Schon die schriftlichen Unterlagen gaben dem Paar das Gefühl, dass Farah total zu ihnen passt, das erste Treffen war beeindruckend: „Mit 14 Monaten haben wir sie das erste Mal gesehen. Sie war wie eine Puppe, mit dunklen Locken, großen Augen.

Und man konnte sich schon mit ihr unterhalten, ganz früh mit ihr in Kommunikation gehen.“ Es begann eine lange Anbahnungsphase, Farah war vorher schon verschiedentlich untergebracht gewesen: „Wir sind die fünfte Stelle und unser Ziel war es, Farah möglichst sanft von einer Hand in die andere zu geben.“ Es war allen Beteiligten wichtig, auch die leiblichen Eltern miteinzubeziehen, bis heute finden alle drei Wochen begleitete Umgänge statt, in denen Farah ihre Herkunftsfamilie zuhause besucht und auch Kontakt zu ihren anderen leiblichen Geschwistern hat. Herr Meister erinnert sich noch gut: „Die Besuche dauern meist so zwei Stunden, am Anfang war Farah mindestens eine Stunde davon auf meinem Schoß. Mittlerweile hat sich das sehr verbessert. Es läuft viel über gemeinsames Essen und körperliche Nähe, die leibliche Mutter ist rund und weich. Das genießt Farah.“ Anfangs war Farah nach diesen Besuchen ziemlich durch den Wind, hatte in den kommenden drei Folgenächten Alpträume, „sie war wie ein rohes Ei, das hat sie ganz arg beschäftigt.“ Mit dreieinhalb Jahren hat Farah viel danach gefragt, wo sie „im Bauch war. Wir sagen immer, du hast zwei Mamas: eine Bauch-Mama / Papa-A. und wir sind Mama-Sina und Papa-Bernd. Das kann sie mittlerweile gut einordnen.“

Frau Maurer findet es gut, dass Farah regelmäßig Kontakt zu ihrer Herkunftsfamilie hat, „bei uns hat sie ja fast einen Prinzessinnenstatus, keine Konkurrenz. Das ist dort ganz anders, die Geschwister sind eine wilde Horde, der Bruder ein richtiger Rabauke“ – da muss Farah lernen, sich zu behaupten und in einer Gruppe zurecht zu kommen. Und die

leiblichen Eltern wiederum „checken recht gut, wie viele Chancen Farah hier bei uns hat. Sie geht ins Ballett, zum Reiten.“ Insofern hat sich hier ein gutes, harmonisches Miteinander entwickelt.

Im Außen, im Kindergarten ist Farah ein unauffälliges Kind: Sie beobachtet viel, ist zurückhaltend, orientiert sich gerne an Erwachsenen, ist intelligent, rechnet sehr gerne und freut sich schon auf die Schule. Im Privaten, Zuhause kann sie dann ihre andere Seite zeigen: „Sie hat schon ihren Rucksack und ihre Themen, die lässt sie dann hier raus. Sie war die ersten sechs bis sieben Monate im Überlebenskampf, hat viel Streit und Gewalt erlebt. Das bekommen wir dann hier ab.“ Sie hat nächtelang schlafgewandelt, war dann nicht ansprechbar, hat niemanden erkannt und sich auch nicht trösten lassen. Bis zu drei bis vier Unterbrechungen pro Nacht waren anfangs die Regel. Mittlerweile fühlt sie sich sicherer und kann das „Bindungsangebot von uns“ annehmen. In ihrem Sozialverhalten kann sie sehr herausfordernd sein, Herr Meister findet: „Wir kennen ja eine Bock- und Trotzphase auch von unseren leiblichen Kindern. Aber bei Farah ist es immer ein bisschen plus, bei ihr ist alles extremer.“ Frau Maurer ergänzt: „Sie will immer recht haben und wenn sie das nicht bekommt, kriegt sie richtige Schreianfälle. Das schaukelt sich so auf, sie beisst sich da richtig rein und kann nicht mehr aufhören. Und das nervt dann auch, ich habe manchmal schon nachgegeben, nur um meine Ruhe zu haben.“ Gefragt ist eine große Gratwanderung von Strenge und Klarheit, von Loslassen und Humor, sich in sinnlose Machtkämpfe zu verstricken, macht überhaupt keinen Sinn. Gleichzeitig kann sich Farah total in

ihr Spiel vertiefen, hat ganz viel Phantasie und liebt Rollenspiele. Eine nicht unwesentliche Rolle spielt die Hündin Alma, wenn ihr etwas zu viel wird, knurrt sie – und Farah erkennt und akzeptiert diese Grenze.

Maurer-Meisters sind überzeugt: „Pflegekinder müssen mit anderem Maß gemessen werden, sie müssen anders behandelt werden als andere Kinder.“ Um diese Kinder verstehen zu können, braucht es ein tieferes Verständnis für deren Geschichte und Nöte, von daher ärgern sie sich immer über Aussagen anderer Eltern wie „das machen meine Kinder doch auch, das ist doch normal“. Aus ihrer Sicht werden dadurch ihre Bemühungen und Erfahrungen bagatelisiert und sie erfahren keine Wertschätzung. „Es ist nicht dasselbe!“

Für beide ist Farah „eine absolute Bereicherung“, ein Geschenk, das Aufwachsen eines Kindes, seine Entwicklung nochmals ganz bewusst miterleben zu können. Beide waren sie mit ihren leiblichen Kindern noch recht jung, voll eingebunden in Studium und Arbeit, die Kinder mussten oft nebenher laufen. Heute sind sie in einer ganz anderen Lebenssituation und können viel bewusster wahrnehmen: Frau Maurer ist fasziniert von Farahs Blick auf die Welt, „ich staune über ihre Fragen. Das berührt mich. Ich habe mich ganz bewusst dafür entschieden, das Aufwachsen eines Kindes zu begleiten. Das ist etwas ganz Besonderes.“ Und auch Herr Meister findet „Wir nehmen uns jetzt viel mehr Zeit, verpassen weniger, schauen viel bewusster drauf. Ich war zum Beispiel früher nie bei den Kindergartensommerfesten dabei, weil ich gearbeitet habe. Heute ist mir das ein Bedürfnis

»Erziehungsstellenarbeit ist etwas sehr Schönes. Und das tragen wir auch gerne raus in die Welt.«



und ich mache es möglich. Das ist echt noch mal ein Geschenk.“

Aktuell läuft es richtig gut in der Erziehungsstelle, sie haben auch viel Glück mit ihrem kooperierenden Umfeld: Die zuständige Mitarbeiterin des Jugendamtes ist engagiert und verlässlich, ebenso die Vormüdin. Sie schätzen die begleitende Fachunterstützung sehr: „Der Austausch mit anderen Erziehungsstellen ist produktiv, der regelmäßig stattfindende Pflegevaterabend ist mega cool und bereichernd.“ Und Frau Maurer ergänzt: „Das Fortbildungsangebot von kit jugendhilfe ist wirklich sehr besonders und gut.“ Und gleichzeitig wissen sie, dass noch einiges auf sie zukommen und insbesondere die Zeit der Pubertät nochmals eine große Herausforderung darstellen kann. Sie haben es gerade hautnah erlebt: Die ältere Schwester von Farah war auch in einer Pflegefamilie, zunächst ging es gut, mit zwölf Jahren kam es zu so massiven Konflikten und Beziehungsabbrüchen, dass es für die Pflegefamilie nicht mehr tragbar war. Auch für solche möglichen Entwicklungen ist der begleitende Fachdienst mit seinen Reflexionsmöglichkeiten eine wichtige Ressource.

Im Gespräch ist es beiden ein großes Anliegen, Pflegefamilien in einem anderen Licht darzustellen und die Leistungen sichtbar zu machen, die Pflegeeltern im Umgang mit sehr belasteten Kindern bringen: „Pflegefamilien haben oft einen schlechten Ruf, immer wieder gibt es Meldungen über Missbrauchsfälle in der Presse, auch das erzeugt eine Schiefelage. Und unsere Pflegekinder sind einfach ganz besondere Kinder, deren Verhalten oft auf

wenig Verständnis stößt. Da heißt es dann schnell, ist „Familie“ der richtige Ort? Der unschätzbare Wert in einer Familie groß zu werden, wird dann gar nicht gesehen,“ findet Frau Maurer. Aus ihrer Sicht muss das Thema „Aufwachsen in einer Pflegefamilie“ massiv aufgewertet werden, muss deutlich gemacht werden, was Erziehungsstellen alles tragen und aushalten. Und Fachleute in Kitas und Schulen sollten darauf vorbereitet werden, was es heißen kann, wenn Erziehungsstellenkinder in ihren Einrichtungen sind.

Frau Maurer und Herr Meister sind überzeugt: „Erziehungsstellenarbeit ist etwas sehr Schönes. Und das tragen wir auch gerne raus in die Welt.“ Und dann schwelgen wir noch im aktuellen Fotoalbum des letzten gemeinsamen Urlaubs und spüren dem Glück nach.



KOMMENTIERUNG VON KLAUS WOLF:

Das Portrait von Familie Maurer zeigt die faszinierend unterschiedlichen Seiten ihres Pflegekindes.

Bei ihrer Pflegetochter ist alles extremer, ihr Verhalten ist in manchen Situationen ungewöhnlich und anstrengend. Wenn andere Eltern behaupten, das kennen sie von ihrem Kind doch auch, das sei normal, dann werden diese besonderen

Belastungen, die aus den schlimmen Erfahrungen des Pflegekindes entstehen, bagatellisiert, vielleicht sogar geleugnet und damit nicht anerkannt. Zugleich wird das Mädchen von den Pflegeeltern als eine absolute Bereicherung und als ein Geschenk beschrieben. So gehören einerseits die Pathologien der Folgen traumatisierender Erfahrungen zu diesem Leben und andererseits geht es um die Normalisierung der Lebens- und Entwicklungsverhältnisse in einer Familie, das Kind soll die Erfahrungen der Zugehörigkeit zur Pflegefamilie machen, leben und lernen, was andere Kinder in ihrer Familie auch lernen. Das Erleben und die Wahrnehmung können immer wieder zwischen diesen Dimensionen switchen. Die dadurch erzeugte Ambivalenz kann nicht aufgelöst werden, sondern ist ein Strukturmerkmal des Lebens in der Erziehungsstelle.

Auch um damit klarzukommen, ist ein kooperierendes Netzwerk wichtig. Nicht alle Lösungen und Ressourcen müssen in der Kernfamilie gefunden werden, andere können mithelfen. Hier erleben die Pflegeeltern positive Möglichkeiten in ihrem Umfeld – gerade auch durch die Organisation, die sie begleitet. Das ist nicht selbstverständlich, aber notwendig. Alle Belastungen nur mit den Bordmitteln der eigenen Kernfamilie zu bewältigen, würde früher oder später zu einer Überforderung führen.

Lust auf alles, was man in der Welt machen kann



Eine kleine Villa am Rande eines Industriegebiets, drum herum ein großer Hof, schweres Gerät, große und kleine Steine, Bagger, Bäume und Büsche in Pflanzballen – ich bin erst verwundert, es sieht ein wenig aus wie auf einem Bauhof, dazwischen ein paar Jungs, die auf Kettcars und Rädern herum flitzen. Im Nachhinein klärt sich auf: Herr Weise hat einen eigenen Landschaftsbaubetrieb, Wohnen und Arbeiten findet ganz integriert statt.

Im gemütlichen Haus empfängt mich Frau Weise, die drei eigenen Kinder Nele (9), Linus (12) und Sina (13) sind anfangs kurz dabei, der Pflege Sohn Yaro (9) ist an diesem Nachmittag bei einem Freizeitangebot der Lebenshilfe, Herr Weise kommt zwischendurch zur Kaffeepause. Schon innerhalb der ersten zehn Minuten erhalte ich einen ersten Einblick in die dynamischen Familienverhältnisse: als ich mich und mein Anliegen vorstelle, berichtet mir Nele erst mal, dass Yaro „waaahnsinnig“ nervt und sie das auch aus der Schule kennt, weil da auch so wahnsinnig nervige Jungs sind und sie als Mädchen immer dazwischen sitzen müssen. Und dass sie Mädchen dann Punkte für ihre Fleißbraue bekommen, die dann in einen Hausigutschein für Mathe oder Deutsch münden können. Aber trotzdem findet sie das ungerecht und überhaupt ist Yaro total nervig. Dann rast sie los zu einer Freundin.

Sina ist etwas abgeklärter, sie kommt gerade von der Versorgung der relativ neu geborenen Lämmchen. Ich erfahre, dass zum Haushalt Weise einige Tiere gehören, die sehr wichtig für das Zusammenleben sind, jedes Kind darf und soll mithelfen: eine Schildkröte, Fische, Kaninchen und 13 Schafe (Kamerunschafe, die übrigens nicht

geschoren werden müssen) und drei Lämmchen. Ein Hund wäre noch toll Sina macht viel in der Versorgung der Tiere, „ich bin ein Arbeitskind. Das macht mir selber Spaß, ich kann Musik hören.“ Yaro mag die Tiere auch sehr, aber es fällt ihm schwer, Grenzen zu akzeptieren und das nervt Sina total: „Einmal wollte er die Tiere anlocken, dann sind sie nicht gekommen und er hat voller Wut gegen den Stall getreten. Da hat er dann aber einen Anschiss gekriegt!“

Linus schneit kurz herein, staubt zwei Stücke Blechkuchen ab, hat aber so gar keine Lust auf das Gespräch. Auf die Frage, wie lange sein Bus bis zur weiterführenden Schule fährt, antwortet er, „solange wie das Benzin reicht“, um dann schnellstmöglich wieder mit seinen Freunden draussen rum-zukurven. Frau Weise schmunzelt, „Ja, so läuft das bei uns, wir sind alle ganz schnell unterwegs.“

Die Idee, ein weiteres Kind in die Familie aufzunehmen, begleitete Herrn und Frau Weise schon lange. Fest verwurzelt in ihrer Gemeinde waren sie schon als kinderloses Paar im Ausland und haben Erfahrungen in einer Gastfamilie gesammelt, die ihrerseits ein Kind adoptiert hatte. Für sie besonders eindrücklich waren ihre mehrmonatigen Missionsaufenthalte in Uganda, Kenia und Südafrika – hier kamen sie mit vielen Menschen zusammen, die sich „für Straßenkinder, Prostituierte, Aidskranke oder im Gartenbau engagieren“, erlebten die bedingungslose Offenheit gegenüber anderen Menschen in Not, schätzten die offenen Türen einer Missionsfamilie. Der sinngemäße Bibelvers „Wer ein Kind bei sich aufnimmt, nimmt mich bei sich auf“ war fortan ein leitgebender Gedanke für das Paar.

Und so kam es, dass auch nach drei leiblichen Kindern immer noch der Wunsch da war, ein weiteres Kind in die Familie aufzunehmen. Über private Kanäle kannten sie die Erziehungsstellenarbeit von kit jugendhilfe, „die ist unter den verschiedenen Trägern deutlich herausgestochen und hat uns sehr angesprochen“. Für Frau Weise war es klar, dass die Entscheidung für eine Erziehungsstellenarbeit bei ihnen als Erwachsene liegt, „dafür haben wir die Verantwortung“, die Kinder in diese Entscheidung mit einzubeziehen, wäre ihrer Meinung nach eine „Überforderung. Eine solche Entscheidung wollten wir ihnen nicht aufbürden.“ Linus wurde dann als erster darüber informiert, „weil er sich am meisten Gedanken über alles macht.“

Über sechs Monate wurden sie im Jahr 2018 vom Fachdienst der kit jugendhilfe auf diese neue Aufgabe vorbereitet. Danach erfuhren sie etwas über die Vorgeschichte von Yaro, lernten die Pflegefamilie kennen, bei der er in Obhut genommen war, bekamen Bilder zu sehen, dann gab es die ersten Besuche, die langsam in ihrer Dauer und Häufigkeit gesteigert wurden. Dabei überließ kit jugendhilfe den beiden Pflegemüttern und ihrem Gespür für die Situation komplett die Gestaltung der Anbahnung, die sich schließlich über drei Monate hinzog. Die Übergabe an Weises war geradezu „bilderbuchmäßig“. Dass Yaro aus einer afrikanischen Familie kommt und das Downsyndrom hat, war für sie kein Hinderungsgrund. Durch ihre berufliche



»Ich kann und muss nicht alles alleine stemmen.«

Vorerfahrung in der Eingliederungshilfe fühlten sie sich da gut aufgestellt, ihre Auslandsaufenthalte waren lehrreich für die Themen Vielfalt, Rassismus und Diskriminierung. Frau Weise erinnert sich, dass „Sina damals unglaublich stolz auf Yaro war. Wir sind ja überall aufgefallen und Sina liebte es, aufzufallen. Überall hat sie Geschichten über uns erzählt.“ Auch ihre Schwiegermutter ist im Dorf mit dem Kinderwagen „Werbung gefahren. Dadurch wusste jeder Bescheid und die Verhältnisse waren geklärt.“ Für Nele war es am schwierigsten, sie ist nur zwei Wochen älter als Yaro und fühlte sich doch sehr „entthront“. Bis heute kämpft sie immer wieder mit ihrem Status. Linus und Yaro haben eine besondere Beziehung, „Trostbrüder“ nennt sie Frau Weise, im Alltag manchmal rau, aber herzlich.

Die Anfangszeit mit Yaro war hart, bei der ersten Übergabe gab es schon einen ganzen Ordner mit medizinischen Informationen, unzählige Arzt- und Therapeut:innentermine folgten: Lungenhochdruck, in Folge zwei OPs, starkes Schielen, minus acht Dioptrien, Augenklinik und Optikertermine, Darmprobleme, Schwierigkeiten mit inneren Organen, noch heute wird er nachts beatmet. „Teilweise waren wir jede zweite Woche im Krankenhaus. Wir wohnen hier auf dem Land und müssen eine Stunde in die Klinik fahren.“

Der Alltag mit Yaro war (und ist) eine Herausforderung – und doch verbuchen Frau und Herr Weise für sich sehr viel auf der Gewinnseite: „Wir anderen fünf sind alle mit einem sehr hohen Tempo unterwegs und Yaro bringt durch seine Langsamkeit eine große Ruhe hier bei uns rein. Wir nehmen ganz andere Momente wahr als sonst in

unserem Alltag. Das ist Entschleunigung.“ Durch den permanenten Umgang mit Krankenhäusern, dem dortigen Fachpersonal und verschiedenen Therapieformen entwickelten sie eine „totale Sicherheit“, ein selbstbewusstes Standing im Umgang mit dem medizinisch-therapeutischen System. Davon können sie bis heute noch viel profitieren, haben doch mittlerweile auch alle drei leiblichen Kinder einen Pflegegrad attestiert.

Ich frage, wie das alles zu bewältigen ist. Frau Weise lacht, ihr Credo ist: Ich kann und muss nicht alles alleine stemmen: „Ich nutze alles, was wir bekommen können. Ergotherapie so lange es geht, Ferienfreizeiten, ich habe dauerhaft einen Babysitter und die Oma mit im Einsatz, ich habe tolle Ärzte, die mich unterstützen. Ich muss einfach alle Spielräume nutzen!“ Für Frau Weise ist das eine über die Jahre gewachsene Überlebensstrategie. „Wenn ich das nicht mache, dann werde ich krank. Ich muss sagen, was ich brauche.“ Ihr Mann arbeitet im eigenen Betrieb und im Unternehmen eines Nachbarn – an manchen Tagen durchaus von 6.30 Uhr bis 22.30 Uhr. Und so haben sie sich mittlerweile ein ganz tragfähiges Netzwerk an Unterstützer:innen aufgebaut. „Alle, die die Kinder ins Bett bringen, machen das ganz unterschiedlich. Das ist mir völlig egal und stresst mich auch nicht. Kinder können diese Unterschiede gut begreifen.“

Dadurch bleibt für die einzelnen Kinder auch noch die so wichtige „Exklusivzeit“ übrig, mal nur zu zweit zu McDonalds zum Essen gehen, etwas miteinander basteln oder einen Ausflug machen. Es bleibt so aber auch Raum für eigene Interessen und Vorlieben: Frau Weise selbst spielt Klavier und

Cello, nimmt Unterricht und spielt in einem kleinen Ensemble mit. Die Kraft und Motivation kommt aus einem ungeheuren Lebenswillen: „Wir haben Lust, alles zu machen, was man in der Welt machen kann“ – egal, ob Technik, Musik, Singen, Basteln oder Kochen.

Einmal im Monat trifft Yaro seine leibliche Mutter, in den überwiegenden Fällen verläuft der Kontakt gut. Die Mutter vertraut Familie Weise. Der Kontakt zu seiner leiblichen Mutter wie auch hin und wieder zu seiner Schwester ist für Yaro wichtig. Seit gut eineinhalb Jahren realisiert er, dass er eine andere Hautfarbe hat, spricht davon, so schwarz zu sein wie seine Mama oder seine Schwester. „Immer wieder sagt er, ah, die sind so schwarz wie ich. Und sein Lieblingswitz ist, zu sagen: Ich komme aus dem Schwarzwald. Das findet er dann super witzig.“ In der ersten Klasse hatte Yaro eine schwarze Lehrerin, das war sehr hilfreich für ihn und die ganze Familie. „Sie hat mir so viele Tipps gegeben, welche Cremes hilfreich sind und wo sie diese einkauft.“

Die Lebenshilfe ist Yaros „zweites Zuhause“, jeden Mittwoch Nachmittag ist er dort, teilweise am Wochenende und auch in den Ferien. Das braucht er auch, der Alltag bei Familie Weise kann angesichts des dynamischen Tempos für andere sehr anstrengend sein.

„Wir sind alle totale Energiebündel. Mein Mann ist eher ein körperliches Energiebündel, ich eher im Bereich denken, planen, schwätzen. Unsere Kinder haben beides. Yaro mag die Lautstärke nicht und

sagt oft: Ihr seid mir alle zu laut und geht dann in sein Zimmer.“ In der Lebenshilfe geht es ruhiger zu, das passt ihm gut.

Sina kommt gegen Ende des Gesprächs wieder herein und bringt ein dickes Fotoalbum mit, das Frau Weise jedes Jahr liebevoll gestaltet: Wir blättern es durch, mir werden nochmals viele Geschichten mit leuchtenden Augen erzählt: Alltagssituationen, gemeinsame Mahlzeiten, Ausflüge und Urlaubstage, tolle Geburtstagsorten, Quatschbilder, Selbstgebasteltes, neue Frisuren, die Tiere. Besonders eindrücklich war die Heuente im vergangenen Jahr bei 34 Grad: Alle halfen zusammen, auch die Großeltern, alle packten an. Mit rot erhitzten Gesichtern wurde hinterher Eis gegessen. „Das ist bei uns Alltag, wir sind ein Team. Alle helfen mit, wir arbeiten und genießen.“ Genau, und mittendrin Yaro, Teil dieser Großfamilie, Teil eines großen Ganzen.

»Wir sind alle totale Energiebündel.«



KOMMENTIERUNG VON KLAUS WOLF:

Das Portrait von Familie Weise zeigt, dass und wie die eigenen Kinder der Pflegeeltern dazugehören und vom Projekt der Eltern unvermeidbar betroffen sind.

Sie sind „kleine Pädagogen“ – wie das in einer Untersuchung von Alfred Marmann formuliert wurde – irgendwie Kinderarbeit im Auftrag des Jugendamtes, weil sie für die Entwicklung des Pflegekindes wichtige Bezugspersonen sind. Sie sind Subjekte, die auf ihre jeweilige Art mit den Herausforderungen – z.B. dem Nervigen, den

Besonderheiten und dem Reiz des (zunächst) Fremden – umgehen und leben. Von den eigenen Kindern können die Eltern nicht einfach erwarten, dass sie funktionieren, sie müssen sich auch um die kleinen Pädagogen im Familienbetrieb kümmern, z.B. mit Exklusivzeiten. Dann können die Kinder das hinkriegen und die Stabilität des Pflegeverhältnisses wird nicht gefährdet.

Das Pflegekind hat nicht nur eine Vorgeschichte, sondern auch einen vorherigen, ihm vertrauten Lebensort – eine andere Pflegefamilie. Der Übergang wird gestaltet, über einige Monate allmählich angebahnt. Wir kennen aus der Forschung die Vorteile von weichen Übergängen und der Vermeidung eines harten Cuts. Hier machen die Pflegemütter das bilderbuchmäßig, lehrbuchmäßig. Und das Kind verliert nicht plötzlich die wichtigen Beziehungen und kann die neuen Bindungen entwickeln und auch im Übergangsprozess Sicherheit erfahren.



Wie ein Tanz auf dem Seil



Familie Bär hat zwei Geschwisterkinder bei sich aufgenommen: Erik, er ist wohl kurz vor und Maja, sie ist mitten in der Pubertät. Seit zehn Jahren leben sie zusammen, zehn Jahre, die ihren Alltag und ihre Weltwahrnehmung komplett verändert, sie emotional an Abgründe herangeführt und gleichzeitig viele beglückende Momente ermöglicht haben. Frau Bär berichtet mit großer Offenheit von ihrer aktuellen Situation.

Der Entscheidung, die Kinder bei sich aufzunehmen, war ein Suchprozess von vielen Jahren vorausgegangen. Das Paar konnte keine leiblichen Kinder bekommen, hatte „ein gutes Leben“, an Kultur interessiert, viel auf Reisen und doch wurde der Wunsch immer stärker, „mit Kindern leben zu wollen.“ „Viele Fragen wurden aufgeworfen, was ist ethisch-moralisch für uns denkbar?“, intensive Auseinandersetzungen wurden geführt, verschiedene Optionen geprüft mit dem Ergebnis, sich beim Jugendamt als potenzielle Pflegeeltern zu bewerben. Das war keine leichte Entscheidung, Frau Bär ging davon aus, dass Pflegekinder einiges an Belastungen im Gepäck haben können. „Ich war zuerst skeptisch, weil eigentlich wollten wir ja einfach Kinder. Wir wollten so unkompliziert wie möglich Familie sein.“ Gleichzeitig schien ihr Pflegefamilie zu sein transparenter als eine Adoption. Das Ringen um diese Fragen brachte das Paar enger zusammen, schuf „einen Boden, für das was kommt.“

Das Paar nahm die Geschwisterkinder auf, zunächst einfach nur als Pflegefamilie, voller Offenheit: „Wir haben die Kinder als Kinder gesehen, ihre Versehrtheit war auf den ersten Blick nicht

sichtbar.“ Noch kein Jahr das eine, fast vier Jahre das andere, waren die Kinder alt. Erst nach und nach entdeckten sie die „inneren Kriegsschauplätze“ der Kinder, die eine „übliche Entwicklung“ erschweren. All das, was man sich als Eltern eigentlich wünscht und vorstellt, „das Weiche, Halt gebende, Nähe, Rituale“, hat bei den Kindern eher das Gegenteil bewirkt. „Je mehr Nähe, desto mehr Alarmzustand. Das Jüngere hat vor allem nachts viel geschrien.“ Gefordert waren „harte, eckige Gegenüberqualitäten zur Orientierung.“ Für das Paar war dies eine sehr große Herausforderung, stellte es doch alle bis dahin gedachten Wünsche und Vorstellungen auf den Kopf. Bewältigbar waren diese Anforderungen nur durch eine sehr gute, einfühlsame Fachberaterin, die ganz eng an der Familie dran war. „Das meiste, was man natürlicherweise mit Kindern macht, hat das Gegenteil bewirkt. Es war so schwer, zu den Kindern durchzudringen und mit ihnen zu kommunizieren. Gefühlt mussten wir uns irgendwie unnatürlich verhalten. Auch unser Umfeld war irritiert.“

Das erste Jahr waren sie „im Ausnahmezustand. Der äußere, rechtliche Rahmen war noch nicht geklärt. Wir haben versucht, von Tag zu Tag durchzuhalten und ohne Eltern, Freunde, Nachbarn, hätten wir das nicht geschafft.“

Wie, fragt sich Frau Bär, hätten die Infoabende und Vorgespräche des Jugendamtes sie auf diese Arbeit vorbereiten können? Erst Jahre später wurden sie – auch dank der Fachberaterin – dann offiziell Erziehungsstelle bei kit jugendhilfe und bekamen dadurch deutlich bessere finanzielle Rahmenbedingungen und Unterstützung für ihre Arbeit.

Es war „ein Seiltanz“, immer wieder die Fragen: „Was ist mein Anteil an der ganzen Dynamik? Wie wäre es mit leiblichen Kindern?“ Und gleichzeitig geriet immer wieder in den Vordergrund, was sie miteinander verbunden hat. „Das Leben an sich. Die Kraft, die die Kinder mitbringen, diese Lust zu leben.“ Das hat durch die schwierigen Zeiten getragen und die Kinder konnten und können beeindruckende Entwicklungen machen.

Durch die Kinder ist das Paar „in einer neuen Welt gelandet. Wir haben Einblicke in ganz andere Realitäten bekommen. Wir brauchten uns jedenfalls nicht wie die anderen Eltern über den idealen Musiklehrer unterhalten.“ Im Gegenteil, sie mussten sich mit Behinderung und Ausgrenzung auseinandersetzen, damit, dass ihre Kinder mit ihren Verhaltensweisen Regelstrukturen wie Schule oder Gruppenangebote sprengen und die Institutionen wiederum damit nicht angemessen umgehen können. „Das ist so bitter. So ideal passen unsere Kinder nirgends hin. Ständig gilt es dafür zu plädieren, dass unsere Kinder bleiben können, dass sie nicht rausfliegen. Wir sind auf das Wohlwollen und die Bereitschaft anderer angewiesen.“ Inklusion wird aus ihrer Sicht zur „Mogelpackung“, stark von einzelnen Personen abhängig, die unterstützend sind wie beispielsweise dieselbe Gruppenleiterin und Integrationskraft im Kindergarten über Jahre hinweg. Doch diese Konstanz war eher die Ausnahme. Und auch im Nahfeld, in der eigentlich tollen Nachbarschaft sind die Kinder zwar einerseits gut aufgehoben, aber „gehören trotzdem nicht so ganz richtig dazu. Es gibt zum Beispiel kaum Geburtstagsfeiern. Ein Nachbarskind sagte

zu unserem Mädchen: Meine Mama hat gesagt, du kommst auf gar keinen Fall in unser Wohnzimmer. Das schmerzt mich dann besonders sehr, wenn es auch die Kinder schmerzt.“ Und auch in ihren eigenen Aktivitäten sind Bären eingeschränkt, größere Einladungen waren lange Zeit gar nicht denkbar. Inzwischen stecken sie klare Grenzen ab, beispielsweise „ein Fest von 12 bis 18 Uhr, danach werden dann alle heim geschickt. Besser so, als gar nicht feiern.“

Das Leben von Frau Bär wurde durch die Kinder komplett auf den Kopf gestellt. „Ich konnte mir eigentlich nie vorstellen, nicht zu arbeiten. Aber jetzt muss ich vielerlei jenseits von Orga, Management und gleichzeitig bei Laune bleiben unter einen Hut bringen. Allem voran die emotionalen Ausnahmezustände. Und das ist Arbeit.“ Es hat lange gedauert bis sie ein anderes Bild ihrer Erwerbsarbeit verinnerlicht hatte. „Dass die Begleitung der Kinder Arbeit ist, können viele nicht nachvollziehen. Das jemand anderem zu vermitteln, ist knifflig.“

Wir sprechen viel darüber, was die Begleitung der Kinder an emotionaler Belastung für sie persönlich bedeutet, wie sich ein Alltag gestaltet, der immer wieder von „einer brachialen Dynamik geprägt wird“ – und die beiden Erwachsenen sind das Gegenüber für diese frühkindlichen Traumatisierungen, müssen sie aushalten und da sein. Frau Bär fragt mich, ob ich das „Wutzimmer“ der Kinder sehen möchte und als wir in den Keller laufen, habe ich das innere Bild eines gepolsterten Raumes mit Matratzen, Boxsack und vielleicht Schaumstoffschlägern (Batakas). Ich muss zugeben, dass mir das, was ich dann gesehen habe, kurz den Atem



„Dass die Begleitung der Kinder Arbeit ist, können viele nicht nachvollziehen. Das jemand anderem zu vermitteln, ist knifflig.“

genommen hat: ein nackter Betonraum, voll mit zerstörten Spanplatten, kaputtes Plastik, zerrissene Kartons, zertrümmerte Figuren, tiefe Schrammen in den Wänden, Eisenfeilen, Hammer. Wirklich Zerstörung pur. In regelmäßigen Abständen wird der Raum entmüllt und dann geht es wieder von vorne los. Für die Kinder ist die Zeit dort unten ein wichtiges Ventil, um sich selbst zu regulieren. „Es geht viel kaputt, aber es ist kein selbstverletzendes Verhalten und auch keine Gewalt gegen andere.“ Was für ein Kontrast zu dem sonst so liebevoll eingerichteten kleinen Häuschen, schönen Bildern, kleinen Kunst-

werken überall, dem behaglich sich räkelnden Kater im Wohnzimmer, den selbstgebackenen Plätzchen.

Ambivalenz ist das große Thema. Sie zeigt mir in der Küche eine ihrer Lieblingspostkarten, eine graphische Gestaltung, die Liebe, aber auch Zerstörung darstellt. „Die Kinder tragen das Desaster in sich, haben frühtraumatisierte Anteile, die sich Raum nehmen. Es braucht Möglichkeiten, um über diese Abgründe zu sprechen“ findet Frau Bär. Auch mit anderen Fachkräften und Lehrer:innen, damit diese eine Idee davon bekommen, „wie sich das anfühlt. Um den Kindern gerecht zu werden und

ihnen Respekt für das entgegen zu bringen, was sie erlebt haben.“

Die Tabuisierung dieser zerstörerischen Anteile trägt auch zur Sorge bei, nicht offen über die eigene Situation sprechen zu können. Nach all den Jahren begleitet Frau Bär immer noch die Angst, missverstanden zu werden. „Wie offen darf ich wo sein?“ Eine sehr unterstützende, bestärkende, wertvolle Rolle spielt hier der Fachdienst von kit jugendhilfe, hier gibt es Menschen, denen sie sich anvertrauen kann.

Die Begleitung der Kinder ist so herausfordernd, dass es eigentlich ein ganzes Unterstützungsnetzwerk braucht, „das können nicht zwei Leute alleine schaffen“. Und hier gibt es leider immer wieder bittere, strukturelle Grenzen: „Ich kann nicht einfach auf kleinem Dienstweg irgendwo anrufen und sagen, ich brauche jetzt kurz mal unkomplizierte Unterstützung. Lange konnte ich immer nur mit einem Kind irgendwo hin, für das andere musste ich dann Betreuung organisieren. Mit beiden Kindern gleichzeitig beim Zahnarzt im Wartezimmer sein, das schaffen wir nicht. Unsere Kinder können auch nicht den ganzen Tag in die Schule – dafür braucht es nachdrückliche Begründung, ein fachärztliches Gutachten, damit der Schultransport außer der Reihe finanziert wird und ich sie nicht auch noch abholen muss.“ Das kostet viel Energie, „da wird es eng, da werde ich sauer.“

Was hilft? Frau Bär nimmt sich Zeit, fährt allein und mit ihrem Mann in Ferien, klare Absprachen, ritualisierte Tagesabläufe, Großeltern und Babysitter helfen. „Ich muss auf meine Bedürfnisse achten, sonst fürchte ich, geht mir die Luft aus. Ich

muss mich innerlich immer wieder aufräumen. Und ich darf mich nicht so viel mit anderen vergleichen, wir haben andere Bedingungen.“

Es tragen die Entwicklungen, die die Kinder machen und deren Kreativität und Lebenslust, Erik ist gerne draussen im Wald, bastelt viel, macht Musik und geht klettern. Maja versteht immer mehr (auch dank der analytischen Kindertherapie), lernt, sich zu regulieren, wird immer selbstbewusster, geht reiten und jetzt ganz neu in ein wöchentliches Freizeitangebot. Sie liebt die Kinder- und Jugendlichenunternehmungen bei kit jugendhilfe und interessiert sich für ihre Herkunft.

Frau Bär erzählt, dass es immer wieder ein Ringen sei, Liebe, Glück und Kreativität zu schützen. Dass manches nach und nach leichter würde. Den Kindern eines von zwei Paar Eltern zu sein, sei, wie es eben sei. Schön und schrecklich zugleich. Unverrückbar aber sei die Liebe, wenn auch manchmal versteckt. Pflegefamilie zu sein, berge für sie ein enormes Entwicklungspotential, ließe sie immer wieder aus der Komfortzone treten und Lebensbereiche entdecken, zu denen sie ohne die Kinder keinen Zugang gefunden hätten.

Unser Gespräch berührt mich nachhaltig und lässt mich sehr nachdenklich zurück. Was für ein Glück, dass es solche Menschen wie Familie Bär gibt, die diese Kinder aushalten und an sie glauben, die bereit sind, ihr eigenes Leben so radikal zu verändern. Unsere Gesellschaft müsste sie auf Händen tragen.



KOMMENTIERUNG VON KLAUS WOLF:

Das Portrait von Familie Bär zeigt ein Lebensfeld, in dem die Kinder das Leben der Erwachsenen auf den Kopf stellen können.

Diese müssen die Regie immer wieder zurückgewinnen, die Versehrtheit der Kinder hat radikale Folgen für das Leben der Familienmitglieder und ihr Zusammenleben. Es entsteht eine andere Praxis der Elternschaft als vorher gedacht und erwünscht. Das kann schon anstrengend genug sein. Aber auch die anderen Menschen und Organisationen haben

oft Schwierigkeiten mit den Kindern und stellen sich den Herausforderungen nicht immer selbst, sondern delegieren die Bewältigung an die Pflegefamilie. Das soziale Umfeld schafft damit zusätzliche Belastungen, während Ausschlussprozesse den Druck in der Familie zusätzlich erhöhen. Diese Kumulation von Belastungen kann niemand für die Pflegeeltern dosieren. Sie müssen Strategien, vielleicht manchmal Überlebensstrategien finden und ihre Wahrnehmung auf verbleibende positive Seiten richten, damit sie die Probleme nicht auch durch Ausschluss der Kinder lösen müssen.

Schließlich stellt sich noch die Frage nach dem eigenen Anteil an der Dynamik. Die Kinder mit ihren Verletzungen, die anderen, die sie nicht aushalten wollen, und dann kommen noch die selbstkritischen Fragen nach dem eigenen Anteil hinzu. Dabei könnten die Ursachen der Schwierigkeiten doch leicht nur an Faktoren außerhalb der eigenen Person festgemacht werden – ein in unserer Gesellschaft verbreitetes Attributionsmuster zum Selbstwertschutz. Dann wären die Pflegeeltern den Traumatisierungen der Kinder und den Reaktionen im Umfeld allerdings ausgeliefert: nicht selber schuld, aber ohnmächtig. Die selbstkritische Frage hingegen kann eigene, neue Handlungsoptionen eröffnen. Von den Pflegeeltern verlangen kann man die selbstkritischen Reflexionen nicht auch noch. Wenn sie es selbst tun, ist das umso eindrucksvoller.

Die Welt mit anderen Augen sehen

Zwei Generationen an einem Tisch, fast 40 Jahre Erziehungsstellengeschichte: Frau Merckle, 72 Jahre, begann mit ihrem Mann 1986 diese Arbeit, hat zwei leibliche Kinder und nahm in all den Jahren neun Erziehungsstellenkinder bei sich auf. Ihre Tochter Lana Albrecht, 38 Jahre, hat auch zwei leibliche Kinder und begleitet(e) mittlerweile sechs Kinder und Jugendliche. Wir führen ein angenehm ruhiges, nachdenkliches Gespräch mit Pausen, Gedanken können aufsteigen. Vielleicht auch symptomatisch für die Haltung, mit der die beiden diese Arbeit machen: einen Raum schaffen, damit andere sich entwickeln können.

Für Frau Merckle war das damals alles „Neuland“, ihr Mann war Erziehungswissenschaftler, sie selbst Buchhändlerin. Zuhause mit dem ersten eigenen Kind kam die Entscheidung auf, eine Pflegetochter (17) aufzunehmen. Es war ein steiler Einstieg, „gleich das volle Programm“ mit Selbstverlet-

zungen, Missbrauchserfahrungen, vorher im Heim und auf der Straße gelebt Das war am Anfang nicht einfach, zum Glück gab es eine Fachberaterin, „alleine hätten wir das nicht geschafft“. Ansonsten ist die Bilanz von Frau Merckle: „Man wächst rein“. Fortan waren immer zwei Pflegekinder gleichzeitig da. Ein Modell, das ihre Tochter auch so praktiziert.

Die beiden leben mit ihren Familien in einem alten Bauernhaus auf einem kleinen Dorf. Jeder kennt jeden, im Ort wird viel geredet, die Pflegekinder waren und sind manchmal auch eine ordentliche Herausforderung. „Aber das Dorf

hat von Anfang an mit gemacht“, Kindergarten und Schule waren und sind extrem unterstützend. Als ein Jugendlicher mal eine Kasse im Jugendtreff klatete, rief der Ortsvorsteher an: „Frau Merckle, das war doch dein Tommy! Was machen wir denn jetzt?“ und verzichtete auf eine Anzeige – stattdessen gab es Arbeitseinsätze als Wiedergutmachung. Zur Polizei gibt es auch schon fast kollegiale Bezüge. Wenn Frau Albrecht dort anrief, kam die Nachfrage: „Wer fehlt denn jetzt schon wieder? Bei Ihnen oder bei ihrer Mutter?“

Eine der größten Umstellungen für beide war, dass sie plötzlich „eine öffentliche Familie“ wurden. Es sind sehr viele Institutionen mit eingebunden, Vormund, Jugendamt, Fachberatung, Kita, Schule.

»Alleine hätten wir das nicht geschafft. Aber das Dorf hat von Anfang an mitgemacht.«

„Man hat Leute im Haus, die auch ein Mitspracherecht haben, die Einblicke in persönliche Situationen haben.“ Und Frau Albrecht findet: „Man muss sich für vieles rechtfertigen. Überall muss

man aufmachen, von sich erzählen und relativ viel von sich preisgeben. Das hat gedauert bis ich mich daran gewöhnt hatte.“

Und dann nehmen auch noch die Herkunftsfamilien Einfluss auf das Geschehen. In den Anfängen der Arbeit gab es – anders als heute – bei Neuaufnahmen eine viermonatige Kontaktsperre zu den leiblichen Eltern, damit das Kind sich erst mal neu „beheimaten und zur Ruhe kommen konnte. Das war gut.“ Natürlich ist es nicht verallgemeinerbar, aber nach Ansicht der beiden ist es hilfreich, wenn der Einstieg langsam ist: „Von den Kindern

wird so viel verlangt: sich in eine neue Familie einfügen, ein neuer Alltag. Da ist Ruhe sehr hilfreich.“ Die Arbeit mit den Herkunftsfamilien ist ein großer und schwieriger Teil der Arbeit, „oft schwieriger als mit den Kindern“. Nicht selten muss man als Erziehungsstelle wieder von vorne anfangen, wenn die Kinder nach Besuchen bei den leiblichen Eltern „ganz verspult“ zurückkommen. Und natürlich gibt es auch tolle Gegenbeispiele, meist ist es dann besonders gelungen, „wenn die Eltern den Kindern erlauben, dass sie in der neuen Familie sein dürfen. Das ist eine große Erleichterung für die Kinder.“

Für beide ist die Erweiterung der eigenen Familie um Pflegekinder ein sehr gelungenes Lebensmodell, eine ganz große Bereicherung auch für sie persönlich. Frau Merckle findet: „Jedes Kind hat etwas Besonderes mitgebracht und hat auch uns zu einer besonderen Familie

gemacht. In wenigen Familien wird so viel geredet wie in Pflegefamilien.“ Sie erzählt, wie sie und ihr Mann einmal dachten, dass es doch eine gute Idee wäre, mal nur mit ihren leiblichen Töchtern Urlaub zu machen. Mit viel Organisation wurde eine Woche freigeschaufelt und die damaligen Pflegekinder zu Oma und Onkel verteilt. „Aber nach einer Woche hatten alle Heimweh und wir hatten ein schlechtes Gewissen.“ Und Frau Albrecht meint rückblickend: „Wir waren nicht ganz komplett. Es hat was gefehlt. Das war eine wichtige Erkenntnis für uns.“

Beide schätzen die Rahmenbedingungen, die ihnen seitens der kit jugendhilfe angeboten

werden: die Fachberater:innen sind sehr wichtig zur ständigen Reflexion, der Austausch in den verschiedenen Gesprächskreisen (wie z.B. zu den leiblichen Kindern), die Fortbildungsmöglichkeiten und Referent:innen zu ausgewählten Themen. Es ist gut, andere Erziehungsstellen zu kennen, „man fühlt sich verstanden und andere haben manchmal eine zündende Idee,“ wenn es bei einem selber gerade nicht weiter geht. Denn das ist das Hauptdilemma der Arbeit der Erziehungsstellen: „Man ist ganz auf sich gestellt, alles findet in der einen Blase statt, man kommt nicht raus.“ Es ist eine Arbeit

im Privaten, die unsichtbar zu werden droht. Und diese Privatheit verlangt Erziehungsstellen einiges ab – sie wollen den aufgenommenen Kindern mit ihren jeweiligen Besonderheiten gerecht werden, die leiblichen Kinder sollen

nicht zurückstecken müssen. Frau Albrecht findet: „Man lässt sich sehr auf die Kinder ein, viel mehr als in einer Wohngruppe. Die Kinder sind ein Teil deines eigenen Lebens. Und es gibt keinen Abstand, keinen Feierabend. Es ist niemand da, der mal abnimmt oder an den die Kinder abgegeben werden könnten.“ Dazu kommt die Tatsache, dass viele Kinder schon so viel Schreckliches (Missbrauch, Gewalt, Vernachlässigung) erlebt haben, dass eigentlich therapeutisch mit ihnen gearbeitet werden müsste. „Aber ich kann nicht therapeutisch arbeiten, ich arbeite zuhause, ich muss auch ehrlich zu mir selber bleiben. Die Arbeit ist sehr intensiv,

ich gebe ganz viel von mir und hoffe, dass es reicht. So weit reicht, dass die Kinder später einmal ein Leben leben können, das einigermaßen lebbar ist.“ Und gleichzeitig liegt genau darin eine Chance, findet Frau Merckle: „Kinder können die Erfahrung machen, dass Menschen ihnen ehrlich und authentisch gegenüber treten. Dass sie Wärme und Sicherheit erfahren können, Konflikte vorbeigehen können und nicht in einer Schlägerei enden müssen.“

Wärme und Sicherheit sind wiederkehrende Aspekte in den Erzählungen der beiden: Sie berichten von vollkommen ausgehungerten Kindern, die zuhause nicht versorgt wurden, die über ein Jahr hinweg das Essen in sich hinein schlingen, weil sie nicht sicher waren, dass „der große Topf heute voll ist und morgen auch.“ Frau Albrecht erzählt von einem Jungen, mit dem sie über ein Jahr jeden Abend vor dem Schlafengehen an den Kühlschrank musste, um ihm zu zeigen, dass ausreichend Essen für den nächsten Tag da ist. „Es ist für die Kinder so extrem erleichternd und befreiend, sich keine Sorgen machen zu müssen.“ Frau Merckle berichtet von einer ehemaligen Pflgetochter, die heute als erwachsene Frau mal zu ihr sagte: „Im Nachhinein war das bei euch die ruhigste und unbeschwerteste Zeit. Es war immer jemand zum Reden da, wenn ich heim gekommen bin, ich hatte was zu essen und ein Bett.“ Und dann eben die emotionale Ebene: den Kindern zu vermitteln, dass sie geliebt werden, so wie sie sind, dass ein Streit kein „prinzipielles Infragestellen der eigenen Person ist. Das kennen sie nicht, das dauert oft lang.“ Und ihnen die Schuld für ihre Lebenssituation zu nehmen: „Mit mir stimmt was nicht, ich konnte nicht bei Mama bleiben. – Nein, du

bist ok. Du darfst hier sein und du hast keine Schuld.“

Nachholende Entwicklungen ermöglichen – auch das beschäftigt die beiden im Gespräch. Frau Albrecht mag den Sinnspruch: „Manchmal muss der Körper ruhen, damit der Geist hinterher kommt.“ Sie beobachtet immer wieder, dass ihre Pflegekinder eigentlich noch viel Zeit brauchen, regredieren, aufholen müssen. Manche Kinder sollten eigentlich „nochmals zurück in den Kindergarten“ gehen können – und das ist ein „Spagat zur rauen Wirklichkeit: Wir müssen weiter kommen. Da draußen sind andere Spielregeln.“ Es ist eine große Herausforderung, jedes Pflegekind so zu sehen, wie es ist, „die laufen nicht gerade in der Spur. Viele Kinder sind so traumatisiert, die scheitern. Das sitzt so tief.“ Es sind „in jeder Hinsicht Grenzgänger“ und sie fordern die Erwachsenen auch heraus, von idealisierten Vorstellungen Abschied zu nehmen. „Man hat es nicht ganz in der Hand. Wir können Wege ebnen und Türen aufmachen. Mit so einer Haltung erspart man sich viel Unglück.“ Frau Merckle wurde mit den Jahren auf positive Weise immer routinierter. „Bei der ersten, die sich geritzt hat, bin ich fast durchgedreht. Später konnte ich dann besser einschlafen und bin ruhiger geworden. Und manchmal wusste ich auch: Heute passiert was. Dann war ich darauf eingestellt und präpariert.“

Und dann sprechen wir viel über das Thema Anerkennung, Wertschätzung für ihre Arbeit, die ihnen manchmal fehlt. Wie zum Beispiel im Umgang mit manchen Jugendämtern, bei denen sie nicht als Mitarbeiterin empfangen werden, sondern eher als „Bittstellerin“, die gar nicht würdigen, was sie da an professioneller Arbeit leisten. Und sie formulieren

den großen Wunsch nach einer Festanstellung (wie es andere Träger wohl bereits schon praktizieren). Vor allem Frau Albrecht steckt hier noch mitten drin in all den Fragen: „Wir müssen uns selber kränken- und rentenversichern. Wir haben Probleme, einen Kredit bewilligt zu bekommen, da das Pflegegeld nicht als Einkommen gezählt wird. Das ist für uns ein ganz großes Thema, wir möchten da viel abgesicherter sein. Brille, Zahnspange, das müssen wir alles selber bezahlen. Ich bekomme 50 Euro Kleidergeld im Monat für ein Kind – davon kann ich ja nicht einmal Schuhe kaufen. In ganz Vielem muss ich in Vorleistung gehen und bekomme erst Monate später das Geld zurück. Und wenn ich mich entscheide, Erziehungsstelle zu sein, dann muss ich auch den entsprechenden Wohnraum vorhalten, eventuell ein großes Auto haben. Wir nehmen sehr schwierige Kinder bei uns auf, sind 24/7 für sie da, bekommen kein Urlaubs- oder Weihnachtsgeld, haben keine Ruhe in den Nächten, kein Spätdienst, an den abgegeben werden könnte. Da müssten wir anders aufgestellt sein!“ Es ist nicht üblich, über diese Aspekte der Arbeit zu sprechen, über den Verdienstausschlag, der plötzlich entsteht, wenn eine Maßnahme endet/ abgebrochen wird und nicht gleich ein neues Kind aufgenommen werden kann. Als ob es ungehörig wäre, diese Arbeit als Arbeit zu sehen, als ob sich Erziehungsstellen „auf Kosten der Kinder persönlich bereichern wollten“ – auch hier rächt sich wieder der Charakter des Privaten.

»Alle Kinder haben es verdient, dass man sie anständig behandelt und sie zur Ruhe kommen können.«

Erziehungsstellenarbeit ist nicht als berufliches Handlungsfeld präsent: Viele Freundinnen von Frau Albrecht fragen, „Ach, du bist Tagesmutter? Wie, die Kinder gehen nicht am Freitag nach Hause?“ Und da muss sie sich manchmal selber sagen: „Doch, das ist jetzt dein Job. Nicht nur, aber auch!“ „Alle Kinder haben es verdient, dass man sie anständig behandelt und sie zur Ruhe kommen können.“ Diese Grundhaltung von Merckles hat sich durch all die Jahrzehnte gezogen, haben sie auch ihren eigenen Töchtern vermittelt, für die es immer selbstverständlich war, mit Pflegegeschwistern aufzuwachsen. Es war immer was los bei ihnen, auch die Freunde kamen gerne, nicht selten gab es Abendessen mit „zehn bis zwölf Leuten, jeder isst, jeder erzählt.“ Dieser Lebensentwurf hat die Familie „zu etwas ganz Besonderem gemacht. Meine Kinder haben immer viel hinterfragt, sie sehen die Welt mit anderen Augen“. Sie und ihr verstorbener Mann haben ihren Töchtern auch viel zugemutet, sie mit Lebensrealitäten konfrontiert, die man vielleicht gern von Kindern fernhalten würde. „Durch diese Konfrontation konnten wir aber auch wertschätzen, was bei uns gut ist. Auch ich hatte ein beschütztes Zuhause“ meint Frau Albrecht. Nicht zu allen, aber zu manchen bestehen bis heute eng verbundene Beziehungen, eine Pflögetochter ist mittlerweile selbst Erziehungsstelle. „Unser Clan“ nennt es Frau Merckle liebevoll und: „Ich hätte nie gedacht, dass ich mal mit so vielen Kindern dastehen werde. Das war nie mein Entwurf.“

KOMMENTIERUNG VON KLAUS WOLF:

Das Portrait von Familie Albrecht und Merckle beleuchtet die Erfahrungen als öffentliche Familie.

Das ist ein oft gewählter, aber auch schillernder Begriff. Gilt der im Grundgesetz der Bundesrepublik und in der Charta der Grundrechte der Europäischen Union geschützte Anspruch auf Schutz der Privatsphäre hier nicht? Darf sich der Staat durch seine Rechtsvertreter hier ins Familienleben immer wieder einmischen und wenn die Tür schon einmal offen ist, andere auch gleich? Wie die Pflegeeltern mit den Pflegekindern und deren Eltern umgehen, wird hier noch einmal genauer beobachtet und intensiver diskutiert als in anderen Familien und soll obendrein noch allgemeine fachliche Standards erfüllen. Damit ist die Privatsphäre nicht aufgehoben – sonst wäre es unverantwortlich, diese Arbeitsweise, die auch eine Lebensform ist, zu organisieren. Der Umgang mit den Grenzen zwischen der notwendigen Offenheit und partiellen Öffentlichkeit und dem Respekt vor dem privaten Leben von

Menschen mit unveräußerlichen Menschenrechten ist in Erziehungsstellen notwendig und erfordert eine sensible, taktvolle, vertrauensvolle Gradwanderung. Das schafft hohe Anforderungen gerade auch an die Organisationen und ihre Akteure, damit nicht unzumutbare Bedingungen für die Familienmitglieder entstehen.

Die organisatorische Rahmung wird auch in einer anderen Facette zum Thema: der rechtlichen Beziehung als Pflegeeltern oder als Angestellte einschließlich der finanziellen Folgen. Wenn man Antworten in unterschiedlichen europäischen Ländern betrachtet oder in Deutschland die in § 33 SGB VIII („Vollzeitpflege“) mit § 34 („Heimerziehung, sonstige betreute Wohnformen“) vergleicht, wird deutlich, dass jede Form Vor- und Nachteile hat. Die jeweilige Formatierung als Pflegefamilie oder als kleine Organisationseinheit kann als mehr oder weniger passend empfunden werden. Diese Passung muss in Erziehungsstellen wohl unterwegs immer mal wieder bestätigt oder neu hergestellt werden. Die Klärung am Anfang ist wichtig, aber sie garantiert nicht, dass sie im Verlauf weiterhin als angemessen erlebt wird.

30 Jahre professionelle Pflegefamilie



Andrea Leitgeb (rechts im Bild) und ihre Familie sind seit 30 Jahren Erziehungsstelle bei kit jugendhilfe. Zusammen mit ihrer Tochter Lara (links) und ihrer Pflegetochter Regina (Mitte) fasst sie die 30 Jahre zusammen. Regina kam als Baby in die Erziehungsstelle und studiert zwischenzeitlich Schauspiel.

30 Jahre ...

- ... Höhen und Tiefen, immer wieder die Frage, schaffen wir das, können wir das den eigenen Kindern, uns oder dem Pflegekind zumuten?
- ... in denen uns Themen wie Trauma, Bindungsstörung, Entwicklungsverzögerungen, Vernachlässigung, FASD, ADHS, Therapie usw. begleiten.
- ... unzählige Arztbesuche, Therapeuten- und Schulgespräche, Brillenrechnungen, die größtenteils selber zu tragen sind.
- ... physische und psychische Lücken füllen, die nur schwer zu füllen sind.
- ... versuchen zu verstehen, was manchmal nicht zu verstehen ist.
- ... zerstörte Möbelstücke, Wut, Aggressionen, Übertragungen.
- ... die Nachbarschaft gut im Blick zu haben und mitzunehmen.
- ... die Erkenntnis für mich, dass eine Gleichbehandlung nicht immer möglich und sinnvoll ist.
- ... als Familie in der Öffentlichkeit stehen.
- ... Ratschläge hören, wie es besser gehen könnte.
- ... die Frage beantworten, warum tust du dir das an?
- ... mehr oder weniger 24 Stunden am Tag, sieben Tage die Woche ansprechbar sein.
- ... die Auseinandersetzung damit, wenn Großeltern nicht Pflegegroßeltern sein wollen, bzw. können.
- ... Kinder bzw. Jugendliche in ihrem Balanceakt zwischen Pflege- und Herkunftsfamilie zu begleiten.
- ... Wertschätzung für die Herkunftsfamilien und die Akzeptanz, dass es diese gibt.
- ... Wege zu gehen, die manch einem Mitmenschen merkwürdig erscheinen, aber anders wäre der

- Alltag nicht zu schaffen und die Beziehung nicht zu halten.
- ... Entlastungsmöglichkeiten suchen.
- ... den Wechsel bei Vormündern, ASD, Fachberatung, Bereichsleitung mitmachen.
- ... die eigene Familie gut im Blick haben.
- ... immer wieder an eigene Grenzen stoßen, neue Seiten an sich zu entdecken, die man eigentlich nicht kennenlernen wollte.
- ... im fachlichen Austausch mit anderen professionellen Pflegefamilien zu sein und zu merken, man ist nicht alleine, obwohl man sich im Alltag oft so fühlt.
- ... eine gute, qualifizierte Fachberatung und die Bereitschaft, sich auch kritisch zu reflektieren.
- ... teilweise enorme Entwicklungsprozesse beobachten, bei der eigenen Familie, beim Pflegekind, bei der Herkunftsfamilie.
- ... um sich für Pflegekinder in jedem Lebensbereich einzusetzen.
- ... Mitgefühl und weniger Mitleid.
- ... unter dem Motto: „Mit Humor geht alles besser“.
- ... Tränen, aber auch gemeinsames Lachen.
- ... die Freude, dass es noch geht, dass das Angebot passend ist und Früchte trägt.
- ... viele Kleinigkeiten, die Spaß machen und Mut geben.

Nach 30 Jahren die Freude und der Stolz, dass wir hier zusammen stehen und ein solches Miteinander möglich ist, zu sehen, wie tragfähig unsere Beziehung geworden ist. Vielleicht kann man manche Wunden nie ganz heilen, aber zusammen können wir es schaffen, dass sie nicht mehr so schmerzen und gut mit ihnen zu leben ist.

Immer eine offene Tür

Ein heißer Tag – wir kommen zeitgleich an. Ich verschwitzt von der Autofahrt, Frau Wandel und Ali vom Kindergarten. Während Frau Wandel Erfrischungsgetränke richtet, sitze ich mit Ali im luftigen Schatten und lasse mir von ihm Stöcke zeigen, Blumen erklären, Kindergartenneuigkeiten berichten, eins ergibt das andere. Er isst noch sein restliches Vesper vom Vormittag und lässt sich dann von Herrn Wandel relativ unkompliziert zum Mittagsschlaf begleiten. Auf meine Frage, ob das denn immer so reibungslos ablaufe, bekomme ich die Antwort, dass das meistens so sei und Ali eben recht unkompliziert wäre.

Alis Art ist vermutlich das eine, das andere ist die große Gelassenheit von Herrn und Frau Wandel. Nach und nach erfahre ich einen Teil der Familiengeschichte und bekomme Einblick in eine Erziehungsstelle mit viel Erfahrung: Das Paar hat zwei leibliche Kinder, die Tochter ist bereits ausgezogen. 2010 nahm das Paar, beide arbeiten in sozialpädagogischen Kontexten, ein erstes Pflegekind auf, Marius, der immer noch bei ihnen wohnt.

Frau Wandel erinnert sich, dass es „schon ein längerer Prozess“ war, sich auf ein weiteres Erziehungsstellenkind einzulassen. „Wir gehen ja nochmals vom Jugendlichen zur Kleinkindphase zurück. Wir hatten schon unsere Freiheiten genossen, mussten nicht immer Babysitter organisieren, was natürlich für unsere Paarbeziehung sehr schön war.“ Frau

Wandel hatte ihr brachliegendes Studium wieder aufgenommen und war freiberuflich tätig. Zum ersten Mal blitzte der Gedanke, nochmals ein Kind bei sich aufzunehmen, auf, als Frau Wandel durch ihr ehrenamtliches Engagement in der Begleitung geflüchteter Familien vielfach auch junge Mütter und ihre Kinder bei sich zuhause zu Besuch hatte. Eine Frau hatte kurz nach der Ankunft in Deutschland hier entbunden, brauchte viel Unterstützung bei der Wohnungs- und Arbeitssuche, hatte quasi keine Kinderbetreuung. Frau Wandel wurde mehr und mehr zur inoffiziellen Tagesmutter und „das hat dann den Gedanken geöffnet, dass auch ein kleines Kind nochmals Platz haben könnte in unserer Familie.“ Die anderen Kinder wurden in einem gemeinsamen Urlaub zu dieser Option befragt, die Reaktionen waren ganz unterschiedlich: der Sohn war gleich dafür, die Tochter verwundert („Seid ihr sicher, dass ihr euch das nochmals antun wollt?“), Marius sehr skeptisch und in Sorge um seinen Platz. Bei ihm löste es die Unsicherheit aus, ob er dann wieder gehen müsste – das konnte ausgeräumt werden, alle sind sehr glücklich mit Ali und Marius „ist sein größter Fan“.

Einmal kam ein Anruf vom Fachdienst der kit jugendhilfe: „Wir sind in ganz großer Not und suchen einen Inobhutnahmeplatz für ein zehn Monate altes Kind, die Polizei steht schon bereit. Ich antwortete, gib mir zehn Minuten. Und dann sagte ich, ok, wir nehmen das Kind.“ Und so ging der Spalt hin zur Entscheidung für ein weiteres Pflegekind immer weiter auf. Als dann die Anfrage für Ali kam, konnte die Aufnahme langsam und behutsam gestaltet werden, „es war keine ad hoc

Entscheidung“, durch Besuche über mehrere Wochen wurde eine erste Bindung aufgebaut. Jetzt sind sie ganz dankbar und Ali macht es ihnen leicht: „Er ist eigentlich ein sehr untypisches Erziehungsstellenkind, selbstbewusst, gesund und aktiv, gar nicht traumatisiert.“

Mit Marius war der Start damals deutlich schwieriger und herausfordernder: „Marius war schwer traumatisiert, hatte eine schwere Bindungs- und Beziehungsstörung. Die ersten Monate haben wir mit einem schreienden Kind am Bett verbracht. In meiner Erinnerung hat das Kind nur geweint. Er konnte keine Menschen anschauen, nur auf Dinge zeigen. Manchmal war er ganz erstarrt. Er war motorisch ganz eingeschränkt, konnte nicht schlucken und hat immer gesabbert. Das war für unsere Tochter ganz schlimm.“ Frau Wandel erinnert sich weiter: „Die ersten drei Jahre haben wir schwer gekämpft. Er hatte ein so schweres Trennungstrauma, dass ich nicht einmal alleine aufs Klo gehen konnte. Und er benötigte sehr viel Sicherheit und Struktur und konnte auch nicht mit anderen Kindern spielen.“ Herr und Frau Wandel waren gezwungen, eine eigene Haltung im Umgang mit Marius zu entwickeln – auch gegen die Widerstände von anderen Expert:innen: „Wir mussten ihm und uns Zeit geben. Er macht alles einfach langsamer. Ja, Marius war entwicklungs- und sprachverzögert, aber ständig bekamen wir Tipps und Hinweise, die man anderen Familien nicht geben würde. Latent wurde uns unterstellt, wir täten zu wenig. Aber wir wollten ihn nicht von einer Therapie zur nächsten schicken, wir haben gesagt, er muss erst einmal ankommen. Und die Zeit hat uns ja recht gegeben.“

Es beginnt eine Phase, von der auch andere Erziehungsstellen berichten: es wird ein Netzwerk an Unterstützer:innen aufgebaut, die Wandels darin bestärken, ihren eigenen Weg mit Marius zu gehen: vom Fachdienst der kit jugendhilfe, „der uns immer sehr ruhig begleitet hat, zu unseren Themen und Gefühlen stand und immer wieder mit uns die Blickwinkel geöffnet hat“ über eine tolle Logopädin, „die total auf Augenhöhe mit uns war“ bis hin zu Menschen, mit denen die schwierige Schulentscheidung (Förderschule ja oder nein) diskutiert werden konnte. Marius' Schulpflicht konnte um ein Jahr zurück gestellt werden, er besucht eine Regelschule, musste zwar Klasse neun wiederholen, aber Frau Wandel ist sich sicher: „In zwei Jahren wird er seinen Hauptschulabschluss schaffen!“ Und Marius bekommt bei seinen diversen Praktika und Ferienjobs tolle Rückmeldungen. „Viele haben gesagt, du kannst gleich bei uns anfangen. Du bist verlässlich, kannst dich artikulieren, hast gute Umgangsformen.“ Mittlerweile werden seine Berufswünsche vielfältiger, lange wollte er Profigamer oder Youtuber werden, jetzt käme eine Ausbildung als Metzger oder Lagerist in Frage, die Altenpflege ist raus.

Ein anderes schwieriges Thema, bei dem Wandels zum Teil auch gegen andere kämpfen mussten, war der Umgang mit Marius' Herkunftsfamilie. Nicht mit der leiblichen Mutter, die sieht Marius bis heute alle zwei Wochen und das klappt auch überwiegend reibungslos, sondern mit seiner Patentante, einer Freundin seines Vaters. Sie hatte sich eine Zeit lang massiv in den Familienalltag eingemischt, übergriffige Briefe und Pakete geschickt, überdimensionierte

Geschenke gemacht. Der Fachdienst und Wandels hatten unterschiedliche Einschätzungen: Wandels sahen ihre Übergriffigkeiten als Gefahr, der Fachdienst hatte zunächst noch die Hoffnung, die Tante könne eine Ressource für das Kind sein. Über ein Jahr dauerten die Auseinandersetzungen an, mittlerweile hat sich die Tante zurückgezogen. Der Kontakt zur leiblichen Mutter ist gut: „Sie ist manchmal sauer auf das Jugendamt oder den Fachdienst von kit jugendhilfe, aber nie sauer auf uns. Sie ist total dankbar, dass er in dieser Pflegefamilie ist und zu jedem Geburtstag ist sie auch hier ins Haus eingeladen.“ Marius selbst thematisiert seine Herkunftsfamilie gar nicht, er fragt auch nie nach seinem Vater, einmal im Jahr kommt die Oma väterlicherseits zu Besuch und wohnt bei Wandels, sie

haben auch schon Urlaub dort gemacht. Aber alles in allem ist für Marius klar: „Wir sind seine Familie, uns findet er gut. Die Großeltern unserer leiblichen Kinder sind auch seine Großeltern. Und unsere drei Großen sind sehr eng miteinander.“

Reibungslos war diese Entwicklung nicht immer, Frau Wandel kann sich noch gut an emotionale Dynamiken erinnern, mit denen sie als Pflegemutter klarkommen musste und die manchmal auch überfordernd waren. „Zum Beispiel das schlechte Gewissen der eigenen Tochter gegenüber, weil das andere Kind in der Anfangszeit oft deutlich mehr Zeit und Energie beansprucht hatte. Oder die völlige Hilflosigkeit, wenn Marius so schlimm gebrüllt hat.“ Vor allem beim Wickeln oder Duschen hat er so geschrien, „dass die Nachbarn wahrscheinlich



dachten, wir misshandeln den.“ Einmal hat Marius so lange und laut geschrien, dass Frau Wandel einfach nicht mehr konnte: „Ich habe ihn einfach auf dem Boden liegen lassen, mich vor die Tür gesetzt und nur geweint. In mir war so viel aufkommende Aggression, eine Seite, die ich so gar nicht von mir kannte. Das war die größte Überforderungssituation, die ich je hatte.“ Sie war sehr verunsichert, gönnte sich eine externe Supervision und konnte die Themen Übertragung und Gegenübertragung bei schweren Traumata reflektieren, eigene Grenzen erkennen und Strategien des Selbstschutzes thematisieren. „Die Supervision hat sehr viel gelöst.“ Schade im Nachhinein findet sie, dass sie die Supervision privat bezahlen musste – „wir haben Beratung durch den Fachdienst von kit jugendhilfe, aber keinen Anspruch auf externe Supervision, ohne mich vorher zu erklären“ – und gerade dies wollte sie damals nicht.

Dieses Beispiel verdeutlicht sehr gut die hohe persönliche und fachliche Herausforderung der Erziehungsstellenarbeit: „Es gibt keinen Feierabend, es ist eine andere professionelle Rolle als Mitarbeiterin in einer Wohngruppe zu sein.“ In einer Wohngruppe wechselt das Personal, es gibt Schichtdienst, ganz anders in der Erziehungsstelle. „Sieben Tage die Woche, 365 Tage im Jahr“, es gibt keinen Feierabend, auch kein Kolleg:innenteam zum Austausch. „Und in gewisser Weise sind wir eine öffentliche Familie. Es gibt so viele Menschen, die in unser Haus kommen. Die Herkunftseltern mit ihrem Mitspracherecht und dem komplizierten Sorgerecht, die Mitarbeiter:innen des Fachdienstes von kit jugendhilfe, das Jugendamt hat einen Blick auf uns. Und auch vom Umfeld kommen immer viele

Kommentare als könnte jeder so ein Pflegekind mit erziehen.“ Für die Kinder und Jugendlichen hingegen bieten Erziehungsstellen viel mehr Normalität: „Wenn ich in einer Wohngruppe wohne, werde ich als Anderer markiert. Kinder und Jugendliche in Erziehungsstellen wachsen viel mehr in gleichen Verhältnissen auf wie andere auch in Familien.“

Der Alltag war und ist herausfordernd und doch soll es genau so sein, das ist das Verständnis von Familie, das Wandels haben – egal, wer in Not ist, seien es Familienangehörige, seien es Menschen aus der Nachbarschaft oder Geflüchtete: „Unsere Tür ist immer offen, jeder wird satt. Das leben wir ganz intensiv. Was es nicht bei uns gibt, ist wegducken.“ Sie alle zusammen haben ein klares Wertesystem, für das sie sich auch politisch engagieren – auch die jugendlichen Kinder. „Wir sind z.B. alle zusammen nach Albanien gefahren und haben die Familien dort besucht, die eine Zeit lang bei uns im Ort gelebt haben. Unsere Kinder haben sich riesig über die Familien gefreut. So werden die menschlichen Seiten der abstrakten Themen von Flucht und Migration sichtbar.“

In den Erzählungen wird eine ganz starke Verbundenheit aller Familienmitglieder spürbar, ein ganz tiefes Wir-Gefühl, gepaart mit einer hohen Sensibilität für Bedürfnisse einzelner. Mir scheint, vieles kann an- und ausgesprochen werden, Dinge werden offen verhandelt und sind transparent. Und so ist Ali zwar einerseits das pflegeleichte Nesthäkchen, aber die Grundhaltung in Familie Wandel ist getragen von gegenseitigem Respekt und gegenseitiger Verantwortung. Eine sorgende Gemeinschaft im besten Sinne.

KOMMENTIERUNG VON KLAUS WOLF:

Das Portrait von Familie Wandel zeigt, wie die Verbundenheit der Familienmitglieder zu einem zentralen Erlebensmuster werden kann.

Die gegenseitige Sorge ist in vielfacher Hinsicht miteinander zu einem Geflecht einer sorgenden Gemeinschaft verwoben. Das ist nicht selbstverständlich. Eine Zeit lang in einem Haushalt zusammenzuleben, auch einige emotional wichtige Beziehungen zu entwickeln und – rechtlich betrachtet – eine Hilfe zur Erziehung durchzuführen, das sind wohl Merkmale aller Erziehungsstellen. Es kann sich aber auch darüber hinaus eine Zugehörigkeit entwickeln, die auch unabhängig vom rechtlichen Rahmen und der Dauer der Hilfe zur

Erziehung Bestand hat. Das muss nicht so sein und sollte nicht als generelles Ziel gesetzt werden. Die Herausforderung besteht eher darin, ob die Vorstellungen der Pflegeeltern – in der Fachliteratur wird das als role-identity bezeichnet – zu den Vorstellungen der anderen beteiligten Menschen und den Entwicklungsbedürfnissen der Kinder passen. Die Forschung in Großbritannien unterscheidet zwischen parents- und carer- role identity der Erwachsenen in Pflegeverhältnissen. Bei der parents role identity werden intensive Gefühle der gegenseitigen Zugehörigkeit und lange biografische Linien zu einem zentralen Merkmal.

Die Erziehungsstelle hat auch immer wieder mit den Themen der Herkunftsfamilie zu tun. Die Erwartung, dass sie konstruktiv mit der Herkunftsfamilie zusammenarbeiten und einen möglichst freundlichen Umgang pflegen soll, ist in den letzten Jahren aus guten Gründen stärker betont worden. Die Pflegeeltern können diese Erwartung teilen oder eher als eine erleben, die von außen an sie herangetragen wird und die sie bedienen müssen. Dass Herkunftsfamilie nicht nur die Eltern und Geschwister umfassen kann, sondern auch weitere Mitglieder des Herkunftssystems, wird hier deutlich. Mit vielen Akteuren kann es dann noch etwas komplizierter werden. Die Erziehungsstelle kann dem nicht ausweichen, sondern muss Wege finden, damit umzugehen.



Wenig kann uns noch schocken

Zu unserem vereinbarten Gespräch komme ich ein wenig zu früh – Frau Bäcker begrüßt mich mit großer Herzlichkeit, schwungvoller Energie und platziert mich mit Kaffee am Esstisch. Ihr Mann kommt kurz darauf aus seinem Zimmer, sehr langsam, gebrechlich, mit Gehhilfe. Es dauert, bis auch er am Tisch sitzt und er mich mit den Worten begrüßt „Sie sind etwas zu früh, Sie haben mir meinen Vorsprung geklaut“ – sein Schalk blitzt hier schon auf.

Familie Bäcker ist eine höchst erfahrene Erziehungsstelle. Beide sind mittlerweile im Ruhestand, Frau Bäcker arbeitete über 30 Jahre als sozialpädagogische Bewährungshelferin zunächst im Strafvollzug, später dann ambulant, ihr Mann war ebenfalls langjährig Betreuungshelfer beim Jugend-

amt. Er betont, Sozialarbeiter gewesen zu sein: „Da steckt das Wort „arbeiten“ drin, das Handeln und weniger das Reden“. Auch in der Rente war ihnen klar: „Wir sind nicht im Garten und legen die Füße hoch. Wir wollen was Sinnvolles machen!“

Begonnen hatte alles vor acht Jahren – beide waren dahingehend mit ihrer Arbeit unzufrieden, dass sie zunehmend den Eindruck hatten, die jungen Menschen in der Bewährungshilfe nicht mit ausreichend Zeit begleiten zu können und es sinnvoller wäre, den Jugendlichen eine andere Lebensumgebung zu bieten als „Bürogesprächsrunden“. So kam es, dass einer der damals von Herrn Bäcker betreuten Jugendlichen immer öfter auch bei ihnen zu Hause war, bis zu drei bis vier Mal die Woche. „Sechs Stunden pro Woche waren

durch das Jugendamt bewilligt, wir haben vermutlich das Zehnfache investiert.“ Und die erfolgreiche Entwicklung dieses Jugendlichen, der zuhause mit seiner ernsthaft kranken Mutter eine sehr schwierige Lebenssituation hatte, bestätigte ihren Ansatz: unterstützend, fordernd, manchmal auch konfrontativ, aber immer an der Seite des Jugendlichen, eingebettet in alltägliche Abläufe des Zusammenlebens. Ihr Motto: „Ich traue dir etwas zu.“ Und sie ermutigte Bäckers, von da an Jugendliche bei ihnen in der Familie aufzunehmen und offiziell Erziehungsstelle zu werden. Zwischenzeitlich haben sie fünf junge Menschen begleitet, immer möglichst zwei gleichzeitig. „Das ist für die jungen Leute viel besser.

Sie haben untereinander nochmals andere Anknüpfungspunkte und sind auch uns nicht alleine ausgeliefert.“

„Diese Arbeit ist eine große Bereicherung für einen selbst“, findet Herr Bäcker. „Ich bin ständig im Kontakt und der Auseinandersetzung mit anderen, muss meine eigene Position immer wieder hinterfragen. Das hält einen sehr lebendig.“

Für Bäckers ist klar: sie wollen Jugendliche und junge Erwachsene ins Leben begleiten und keine kleinen Kinder. Frau Bäcker meint: „Durch unsere Berufserfahrung haben wir sehr viele Abgründe kennengelernt. Ohne überheblich sein zu wollen: Es gibt wenig, das uns noch schocken kann!“ Und so nehmen sie junge Menschen bei sich auf, die sonst auf der Straße leben müssten, die teilweise Drogen konsumieren und ihren Halt verloren haben. „Wenn

»Wir geben euch Raum, euch so zu zeigen, wie ihr seid, egal, auf welchem Stand ihr seid.«

nicht wir, wer denn sonst?“ fragt Herr Bäcker. Die Jugendlichen kommen meist aus anderen Hilfesystemen, sind dort gescheitert und es gibt keine Alternativen. Das ist aus Sicht von Bäckers ein genereller Kritikpunkt am Hilfesystem. „Über das 18. Lebensjahr hinaus gibt es kaum Hilfemöglichkeiten, über 21 Jahren schon gar nicht mehr. Aber wir schmeißen unsere leiblichen Kinder doch auch nicht mit 21 Jahren raus, obwohl sie sehr viel bessere Bedingungen haben.“

„Wir haben bei allen die Haltung: Wir geben euch Raum, euch so zu zeigen, wie ihr seid, egal, auf welchem Stand ihr seid. Alles hat seine Grenzen – aber: Komm trotzdem und

wir schauen gemeinsam. Wir versuchen es. Die Basis unseres Handelns ist immer die Botschaft: Du musst dich nicht verstecken. Nur so können wir uns gemeinsam auf den Weg machen.“ Mit dieser Grundhaltung versuchen sie, allen jungen Menschen gleichermaßen zu begegnen. Das ist eine große Herausforderung, sind doch manche Jugendliche auf den ersten Blick zugänglicher und angenehmer als andere. Aber Frau Bäcker wendet ein: „Bloß, weil ich ihn extrem ungepflegt finde, hat er dann keine Chance? Er würde sonst auf der Straße stehen. Da muss ich mich bewusst entscheiden.“ Und ihr Mann ergänzt: „In so einer Situation muss ich reflektieren: Was passiert denn gerade bei mir? Was ist meine Ablehnung, mein Widerstand? Da habe ich schon einen professionellen Anspruch an uns. Der Jugendliche hat auch eine Chance verdient.“

Bäckers verstehen sich als Impulsgebende, als ein Modell für Lebensentwürfe und ein klares Wertesystem, aber immer mit der Grundhaltung: „Mein Lebensstil ist nicht das Maßgebende. Jeder darf so leben wie er will, solange er mich nicht verletzt.“ Im Alltag kann dies extrem herausfordernd sein. Sie erinnern sich an einen Jugendlichen, der am Wochenende immer in die nächstgelegene Stadt gefahren ist und sich dort „voll zugeknallt hat. Und immer die Sorge: Wie kommt er wieder nach Hause? Kommt er überhaupt wieder nach Hause?“ Er kam, die Beziehung hat gehalten, vier Jahre lang lebte er bei ihnen, sie haben heute noch Kontakt. Er hat sein Abitur gemacht, ist mittlerweile ausgezogen, „er ist nicht geheilt, aber er ist nicht völlig abgestürzt und lebt auch nicht auf der Straße.“ Und Herr Bäcker sieht das Ganze in deutlich größeren Zeiträumen, er ist überzeugt, dass sich manche Wirkungen erst Jahrzehnte später zeigen werden. „Wir können ein Mosaikstein in seinem Lebensbild sein, auf das er später zurückgreifen kann. Wann und ob es trägt, weiß man nicht. Aber es ist nichts vergeblich, alles hinterlässt Spuren.“

Das Beispiel dieses Jugendlichen zeigt auch, dass Herr und Frau Bäcker zwar am gleichen Strang ziehen, in ihrer Persönlichkeit jedoch ganz unterschiedlich sind: sie eher emotional mitschwingend, in Sorge, nachts auch mal unruhig und schlaflos, er eher abgegrenzter, nüchterner und gelassener. Beide lachen, er frotzelt: „Sie kann sich über Sachen aufregen, wo mir völlig klar ist, dass es nicht klappen kann.“ Aber gerade diese Mischung erleben sie als sehr bereichernd, ihre Unterschiedlichkeit ist die Basis dafür, sich über die Jugendlichen aus-

zutauschen und gegenseitig zu hinterfragen. Das macht ihnen beiden sichtlich Spaß, auch in unserem Gespräch fliegen die Bälle zwischen ihnen nur so hin und her.

Wir sammeln weitere Beispiele, die ihre respektvolle Arbeit im Hintergrund beleuchten: Aktuell lebt eine junge Frau bei ihnen, die vor 18 Monaten nach der Schließung ihrer damaligen Wohngruppe zu ihnen kam. Sie ist sehr schweigsam, redet kaum, nimmt erst nach Monaten ganz vorsichtig Kontakt mit Frau Bäcker auf, mit ihm redet sie gar nicht. „Das muss ich aushalten und akzeptieren, das ist ihr derzeitiger Stand. Man muss es sich abgewöhnen, alles durchschauen und erklären zu wollen“ findet Herr Bäcker. Frühere Betreuungspersonen bezweifelten ihre kognitiven Fähigkeiten, wollten sie unbedingt auf der Förderschule unterbringen. Bäckers sehen das anders, „sie hat Fähigkeiten, die einfach noch nicht ausgebildet sind“ und unterstützen sie, den Hauptschulabschluss zu machen. Diesen will sie im nächsten Schuljahr verbessern und dann die zweijährige Berufsfachschule besuchen. „Ja, möglicherweise wird das eine Grenzerfahrung. Aber wir sagen nicht, das brauchst du gar nicht erst probieren. Wir sagen, probier es aus.“

Frau Bäcker erinnert sich an zwei andere Jugendliche, die über eineinhalb Jahre wirklich nichts direkt miteinander gesprochen haben. „Da war ich immer vollkommen fassungslos. Sie waren unfähig, mit dem anderen Geschlecht umzugehen.“ Herr Bäcker schmunzelt, „Ja, da war Interaktion auch wenn es vordergründig keine gab. Und doch gab es Konkurrenz, oft auch anheimmeln. Das war zum Teil ganz witzig.“ Sie erinnern sich an Jugendliche,

bei denen sie ihr Konzept der gemeinsamen Abendmahlzeiten komplett auflösen mussten, weil das für die Jugendlichen überhaupt nicht passend war. In der Folge mussten sich die Jugendlichen mit Speiseplan und Einkäufen selbst organisieren, Frau Bäcker hat sich „da auch aus der Versorgungsrolle komplett herausgehalten.“ Im Ergebnis hat diese Trennung gut funktioniert und die Jugendlichen wurden in ihrer Selbstverantwortung gestärkt.

Die Erziehungsstellenarbeit ist für Bäckers ganz offensichtlich sehr anregend, von Ermüdung keine Spur, im Gegenteil, sie haben immer noch Lust an der Herausforderung. Dass Herr Bäcker aufgrund seiner Erkrankung körperlich stark eingeschränkt ist, ist kein Nachteil im Umgang mit den Jugendlichen, bietet eher die Chance neuer Erfahrungen. „Das tut denen gut, dass da jemand ist, der Schwäche zeigt. Sie können mir anbieten, willst du dich an mir stützen? Ich bin nicht automatisch der Starke, sondern muss auch mal fragen, kannst du mir helfen?“ Auch Frau Bäcker findet, dass sich durch die Erkrankung „eine besondere Dynamik entwickelt“ und ein „tolles Lernfeld entsteht. Wir lernen, aufeinander Rücksicht zu nehmen, erleben Situationen der Frustration. Und der Satz, wie toll es ist, auf eigenen Beinen stehen zu können, bekommt für die Jugendlichen eine andere Bedeutung.“ Am letzten Weihnachten musste Herr Bäcker in die Klinik, Frau Bäcker war ziemlich im Stress ... und die junge schweigsame Frau hat das sehr wohl wahr genommen. „Sie hat mir dann

»Es gibt keinen Grund, aufzuhören. Wir werden das mindestens nochmals drei bis vier Jahre machen.«

einen Kuchen gebacken. Diese Geste, die fand ich dann schon sehr rührend.“

Bäckers leben in einem „Haus der offenen Tür“, die leiblichen Kinder samt Enkel kommen vorbei, ehemalige Pflegekinder mit ihren Geschwistern oder Freund:innen, es ist immer etwas los. „Das verringert die eigene Einsamkeit“ findet Herr Bäcker. Es ist für sie kein fremdes Lebensmodell, „wir haben immer in WGs gewohnt, damit sind wir vertraut.“ Auch die leiblichen Kinder sind damit aufgewachsen, dass Familie nicht das klassische Vater-Mutter-Kind-Setting bedeuten muss. Aktuell suchen sie nach einem neuen barrierefreien Haus, gerne mit anderen Menschen zusammen – und immer mitgedacht in diesem Modell werden noch weitere Jugendliche. „Es gibt keinen Grund, aufzuhören. Wir werden das mindestens nochmals drei bis vier Jahre machen“ ist sich Frau Bäcker sicher

und ihr Mann ergänzt. „Das, was die jungen Menschen brauchen, können wir auf jeden Fall noch bedienen.“

Die Arbeit mit den jungen Menschen „hält einen in Dialog und in Auseinandersetzung mit sich selbst“ – wie vitalisierend dies für sie als Einzelperson wie auch als Paar sein kann, wird an unserem kurzweiligen Gespräch deutlich. Am Ende frage ich noch, wie alt sie eigentlich sind und kann kaum glauben, dass Frau Bäcker bereits 70 und ihr Mann 66 Jahre alt ist. So viel Energie und Kreativität – eine beeindruckende Vision fürs älter Werden.

KOMMENTIERUNG VON KLAUS WOLF:

Das Portrait von Familie Bäcker zeigt, dass Erziehungsstellen nicht nur ein guter pädagogischer Ort für jüngere Kinder und für eine lange Betreuungsperspektive sind, sondern auch für Jugendliche.

Auch hier leben die Erwachsenen unmittelbar mit den Betreuten zusammen. Diese haben aber schon einen längeren Weg hinter sich, sind noch stärker geprägt durch ihre bisherigen Erfahrungen – auch in und mit Einrichtungen und mit anderen Erwachsenen, die sie erziehen wollten. Schon aufgrund des Alters der Jugendlichen ist die gemeinsame Zeit kürzer. Im Erziehungsstellenleben der Erwachsenen haben bereits mehrere Jugendliche bei ihnen gewohnt. Die Erziehungsstelle muss nicht eine klassische Familie mit typischen Pflegeeltern-Kind-Beziehungen sein, sondern kann auch stärker den Charakter einer Wohngemeinschaft haben, in der Erwachsene und Jugendliche intensiv zusammen leben und sich und die jeweiligen Lebenserfahrungen gegenseitig ernst nehmen. Findet dann auch Erziehung statt? Nicht nach einer Alltagstheorie, dass Erziehung die zielgerichtete Personenoptimierung durch Belohnung und Strafe wäre, sondern hier zeigt Erziehung ihre wahre Bedeutung darin, dass die Jugendlichen – durchaus auch im Konflikt – die Anregungen, Impulse und Ressourcen finden, die ihnen bei der Lösung ihrer Entwicklungsaufgaben und bei der Bewältigung ihrer Lebensprobleme nützlich sein können.

Das Besondere von Erziehungsstellen ist, dass das Pädagogische – manche Jugendliche, die ich in der Forschung kennengelernt hatte, haben das „die pädagogischen Hintergedanken“ der Erziehenden genannt – eingebettet ist in das alltägliche Zusammenleben.

Schließlich wird hier auch noch einmal besonders deutlich, dass sich nicht nur die Jugendlichen entwickeln. Auch die Erwachsenen lernen immer wieder etwas Neues, suchen und finden Erklärungen für neue Phänomene, machen weitere Erfahrungen im Umgang mit den Jugendlichen und mit sich selbst – kurz: Sie entwickeln sich weiter. Erziehungsstellen sind also entwicklungsfördernde Orte. Das ist nicht immer unkompliziert, entspannend oder leicht zu machen, aber doch sehr oft anregend.

ZUSAMMENSCHAU VON KLAUS WOLF

Was sind denn nun Erziehungsstellen?



Wir haben in den Portraits faszinierende Menschen in einer besonderen und merkwürdigen Lebensform kennengelernt. Merken können wir uns vielleicht insbesondere folgende Merkmale: Hier werden eine Form von beruflicher Arbeit und eine Lebensform zusammengeführt und praktiziert. Es gibt die Seite der professionellen Arbeit. Diese wird in Ausbildungen vorbereitet und das spezielle Wissen kommt zum Tragen. Ein Auftrag

wird von Jugendhilfeorganisationen erteilt und soll nach ihren Vorstellungen erfüllt werden. Ob und wie dies geschieht, wird kontrolliert. Dabei gelten spezifische rechtliche Regelungen – z.B. die Befristung des Verbleibs der Kinder oder die Verpflichtung zur Zusammenarbeit mit der Herkunftsfamilie. Finanzielle Leistungen werden vereinbart. In der Organisationslogik erscheint die Pflegefamilie als Dienstleister des Jugendamtes.

Auf der anderen Seite ist eine Erziehungsstelle eine Lebensform. Auf diese bereiten sich die Menschen vor, aber dabei gelten andere Regeln als bei der Aufnahme einer Arbeit. Auch die Sinnkonstruktionen – warum machen wir das, passt das (noch) zu uns, wollen wir so leben – und die Integration in biografische Linien folgen anderen Logiken. Der Selbstschutz muss anders hergestellt werden als im beruflichen Feld, z.B. sind Arbeitszeitregelungen nicht anwendbar oder für Überlastungsanzeigen gibt es keine vorab definierten Adressat:innen. Die Kontrollen werden hier leicht als Eingriff in das private Leben empfunden.

Die beiden Seiten der Arbeit als Organisation und des Lebens in Erziehungsstellen müssen und können – wie die Portraits zeigen – verbunden und ausbalanciert werden. Die Balance fällt dabei für jede Erziehungsstelle etwas anders aus. Eine Balance zu finden und im Verlauf auch immer mal wieder neu herzustellen, gehört unvermeidbar dazu. Dienstleistungen des Trägers für die Pflegefamilien können dabei nützlich sein.

Ein weiteres Spannungsfeld besteht zwischen den Herausforderungen, die die Pflegekinder mit ihren besonderen, oft schlimmen Erfahrungen und den Folgen dieser Lebenserfahrungen mitbringen, und der Normalität als Familie, die in der Fachliteratur

»Die Formenvielfalt der Familien reichen von Merkmalen einer klassischen Kleinfamilie bis zu denen, die eher den Charakter einer Wohngemeinschaft haben.«

als unkonventionelle Familienform bezeichnet wird. Auch für die Beziehungen zum Herkunftssystem und die Struktur einer Herkunftsfamilien-Pflegefamilien-Figuration, in der Erwachsene und Kinder in Pflegeverhältnissen leben, gibt es in den gesellschaftlichen Deutungsmustern kaum Modelle. Die Wahrnehmung kann hin und her switchen zwischen der Konzentration auf die Pathologie der Kinder und der Sehnsucht nach einem normalen Familienleben. Die Menschen in Erziehungsstellen müssen damit umgehen. Das ge-

lingt auch oft in einer konstruktiven und eindrucksvollen Weise, z.B. wenn sich Pflegeeltern bei Schwierigkeiten auch noch nach den eigenen Anteilen an der Dynamik selbstkritisch befragen. Anstrengend kann das jederzeit werden.

Da allgemeine gesellschaftliche Deutungsmuster für die Besonderheiten nicht bestehen, müssen die Menschen in und um Erziehungsstellen Deutungen selber basteln. Die Rollenverständnisse der Erwachsenen und die richtigen Bezeichnungen für sie (Mama und Papa?) müssen gefunden werden und die Auseinandersetzung mit anderen Bezeichnungen und Rollenerwartungen im Umfeld ist unvermeidbar.

Außerdem reicht die Formenvielfalt der Familien von denen, die sehr viele Merkmale einer klassischen Kleinfamilie erfüllen und nach außen auch so erscheinen, bis zu denen, die eher den Charakter

einer Wohngemeinschaft haben. Beides kann passen, es gibt kein allgemein gültiges Ideal, aber die Menschen müssen die jeweilige Form auch sich selbst und anderen erklären. Je selbstbewusster und selbstsicherer sie dies tun, desto klarer wird die Sache für sie selbst und andere. Aber kompliziert bleibt es auch dann.

In den Portraits wurden auch die Vielzahl der Akteur:innen und die verschiedenen Ebenen innerhalb der Pflegefamilie und außerhalb deutlich. Da leben die individuellen Erwachsenen – echte Originale! – und die Erwachsenen als Paare. Da sind manchmal die eigenen Kinder als bedürftige Menschen, wichtige Bezugspersonen und eigenständige Akteure und die Pflegekinder als Persönlichkeiten mit ihrer jeweiligen Geschichte und mit ihren Ängsten und Sehnsüchten gehören dazu. Die Menschen gestalten ihr Leben in den Interdependenzen eines energiereichen Beziehungsgeflechtes.

Das tun sie nicht losgelöst von den Beziehungen zum Umfeld, sondern in vielfältigen Einbettungszusammenhängen. Da werden unterstützende und zusätzliche Belastungen produzierende Netzwerke beschrieben, der Umgang mit dem Herkunftssystem ist vielfach rechtlich und durch Erwartungen vorstrukturiert und Akteur:innen der Jugendhilfe können als Ressource oder zusätzliche Belastung erfahren werden. Manchmal entwickeln sich positive Koproduktionen, manchmal fehlen diese.

»Erziehungsstellen sind also pädagogische Orte, an denen sich Kinder und Erwachsene entwickeln.«

Eine wichtige und besondere Ebene bildet der Träger – hier die kit jugendhilfe. Er hat in allen Phasen des Pflegeverhältnisses Aufgaben und schafft Verpflichtungen, mischt sich ein, wird oft als unterstützendes Netzwerk beschrieben, schafft organisatorische und finanzielle Rahmungen, die als passend oder nicht (mehr) passend erlebt werden können. Er kann Überforderungssituationen erkennen und abmildern und dadurch auch den Kinderschutz in Erziehungsstellen stärken.

Erziehungsstellen sind also pädagogische Orte, an denen sich Kinder und Erwachsene entwickeln. Sie tun das in Spannungsfeldern. Einige davon habe ich aus den eindrucksvollen Porträts abgeleitet. Erstaunlich finde ich nicht, dass beim Leben in Erziehungsstellen auch Schwierigkeiten auftreten, sondern eher wie sie bewältigt werden und welche Vitalität und Lebensfreude an vielen Stellen deutlich wird.

Perspektivwechsel

IM GESPRÄCH MIT ZWEI FACHBERATER:INNEN



Machbar machen, was möglich ist

Mit Verena Häberle und Wolfram Walker spreche ich stellvertretend für ein Team aus acht Kolleg:innen über ihre Arbeit im Vermittlungs- und Beratungsfachdienst, mich interessiert: Was ist das Charakteristische ihrer Arbeit, wo liegen besondere Herausforderungen?

Sehr schnell kommen wir auf ihre ganz besondere Rolle in diesem Arbeitsfeld zu sprechen – sie sind Vermittler:innen in vielerlei Hinsicht: sie vermitteln Kinder und Jugendliche in Erziehungsstellenfamilien,

sie vermitteln zwischen der Herkunftsfamilie und der Erziehungsstelle, sie vermitteln zwischen verschiedenen öffentlichen Ämtern (Vormünder, Jugendamt, Gericht etc.), der Herkunftsfamilie und der Erziehungsstelle und sie vermitteln zwischen den Kindern und Jugendlichen und den vielen verschiedenen erwachsenen Akteuren. Dieses Zusammenspiel ist sehr komplex, geht in manchen Fällen über viele Jahre und erfordert eine gute Rückkoppelung und professionelle Reflexion im Team.

Dabei verstehen sich die beiden nicht als beratende Expert:innen, Verena sieht sich vielmehr als „Begleiterin auf Augenhöhe. Wir schauen gemeinsam auf das Kind und wir bringen eine Außenperspektive rein. Es geht darum, da zu sein“. Und auch Wolfram betont: „Das Zuhören ist unsere zentrale Aufgabe: was ist los im Alltag, wo sind Probleme? Hören, hören, hören und versuchen zu verstehen.“ Gerade den Erziehungsstellen gegenüber ist diese zurückhaltende, wertfreie Haltung elementar wichtig und hilfreich: „In der Außenwelt sind Erziehungsstellen oft Exoten, sie müssen immer alles erklären und sich mit gut gemeinten Ratschlägen Anderer auseinander setzen – du musst konsequenter sein, du musst doch nur ... aber das erfasst das Wesen der Kinder nicht! Bei uns müssen sich die Erziehungsstellen nicht rechtfertigen. Wir hören zu: was ist gerade so schwer?“

Die Begleitung einer Erziehungsstelle durchläuft verschiedene Phasen: zunächst einmal vom ersten Interesse nach einem aufwändigen Vorbereitungsverfahren zur Anerkennung als Erziehungsstelle durch uns als Einrichtung und durch das Jugendamt, dann die Vorbereitung auf die konkrete Aufnahme, die Phase des Ankommens, dann die langfristige Begleitung des Prozesses bis hin zur Verabschiedung eines Kindes oder Jugendlichen bei Beendigung der Unterbringung. Für jede Phase gibt es seitens des Fachteams gut gerahmte konzeptionelle Abläufe und Standards, die von den Fachkräften verantwortet werden. Und jede Erziehungsstelle hat für ihr Kind / ihre:n Jugendliche:n eine feste Ansprechperson, „die sie immer anrufen können. Wir sind in Krisen und Not immer

erreichbar – notfalls auch privat. Das gibt Sicherheit.“ Dies gilt für die Erwachsenen wie auch die Kinder und Jugendlichen.

Zentral wichtig ist auch die Förderung des Austausches der Erziehungsstellen sowie der Kinder und Jugendlichen untereinander: gemeinsame Ausflüge, Freizeiten, das jährliche Erziehungsstellenessen, thematische Fachabende, die Pflegevätergruppe und vor allen Dingen auch feste Gesprächsgruppen einmal im Monat. „Damit schaffen wir ein Vernetzungsforum zur gegenseitigen Unterstützung und im besten Fall auch Entlastung. Hier treffen sie auf Gleichgesinnte mit ähnlichen Themen.“ Und Verena ergänzt: „Wir schaffen in diesen Angeboten einen geschützten Rahmen, viele können sich in die Situation anderer einfühlen, sich öffnen, erfahren Verständnis und Bestärkung.“ Diese Gruppenangebote sind so wichtig, weil die Erziehungsstellen in ihrem Alltag oft auch auf sich allein gestellt sind und das 24/7. Und natürlich bringen die Kinder und Jugendlichen viele herausfordernde Erfahrungen mit: Vernachlässigung, eigene Gewalterfahrungen oder die der Mutter, FASD, traumatische Belastungen, Bindungsstörungen, um nur ein paar Stichworte zu nennen.

Raum und Zeit geben, um solche Erfahrungen zu reflektieren, eine gemeinsame Haltung im Umgang mit den Kindern und Jugendlichen entwickeln – das ist eine zentrale Anforderung an die Kolleg:innen des Fachdienstes.

Konkret zeigt sich dies beispielsweise an der Begleitung sogenannter „Umgangskontakte“, also Treffen, bei denen die Kinder und Jugendlichen ihren Eltern begegnen, manchmal zusammen mit

den Pflegeeltern, manchmal auch nur mit den Fachberater:innen. Meist braucht es eine längere Zeit, bis die Eltern gut damit leben können, dass ihr Kind in einer Erziehungsstelle untergebracht ist. Manche können die Chancen, die sich ihrem Kind dadurch eröffnen, gut anerkennen und sind „dankbar – trotz der eigenen Sehnsucht, das Kind wieder bei sich haben zu wollen“. Doch nicht in allen Fällen gelingt dies – und gerade in solchen Fällen können die Umgangskontakte zu einem großen Stressfaktor werden, für alle Beteiligten. Es kann unterschiedliche Einschätzungen bezüglich der Häufigkeit solcher (z.T. gerichtlich angeordneter) Umgangskontakte geben: die Eltern pochen auf ihre Rechte, die Erziehungsstellen sehen manchmal eher die Belastungen auf Seiten der Kinder, die nach solchen Treffen verstört reagieren, einkoten, schlecht schlafen. Hier nehmen die Fachkräfte wieder ihre zentrale Vermittlungsfunktion ein, sie übersetzen die Bedürfnisse in alle Richtungen, halten Ohnmacht und Hilflosigkeit gemeinsam aus. „Es ist manchmal wirklich ein Tanz auf der Rasierklinge“, meint Wolfram. „Wie viel kann oder muss ich einem Kind zumuten, ohne die Situation zu früh zu eskalieren? Wann ist der Punkt erreicht, zu sagen: wir müssen abbrechen.“ Und auch Verena findet solche Situationen manchmal nur schwer zu ertragen. Ihr Ziel ist, „das Kind im besten Fall so zu stärken und zu unterstützen, dass es mit der Situation umgehen

»Wir können versuchen, die Kinder bei der schweren Aufgabe, zwischen zwei Welten ihre Identität ausbilden zu müssen, zu unterstützen.«

kann, dass es befähigt wird, seine eigenen Interessen zu formulieren oder sich zu positionieren. Und gleichzeitig dort Sprachrohr zu sein, wo das Kind es nicht selber kann.“ Solche konflikthafter Umgangskontakte müssen mit allen Beteiligten sorgfältig vor- und nachbesprochen werden, gemeinsam wird überlegt, wer was an Unterstützung für die nächsten Schritte braucht.

Über die Jahre entsteht Vertrauen, Bindung, Identität: „Wir werden Zeuge für eine Entwicklung von Kindern. Wir haben Fotos, Alben, Infos. Wir halten die Verbindung in alle Richtungen“. Wolfram berichtet von einer 22jährigen jungen Frau, die vor vier Jahren aus der Erziehungsstelle ausgezogen ist und sich auch heute immer noch regelmäßig bei ihm meldet: „Du weißt alles über mich. Wieso hatte ich damals immer die Albträume?“ Diese Kontinuität ist den Fachkräften wichtig, kommt es doch gerade in den flankierenden Hilfesystemen nicht selten zu Wechseln und Beziehungsabbrüchen. Und Kinder über einen sehr langen Zeitraum begleiten zu können, an deren Leben und Entwicklung teilhaben zu können, ist eine beglückende Erfahrung für die beiden. „Es zeigt mir die Sinnhaftigkeit unseres Tuns“ – und es schafft Motivation. „Wir können versuchen, die Kinder bei der schweren Aufgabe, zwischen zwei Welten ihre Identität ausbilden zu müssen, zu unterstützen.“

Motivation entsteht aber auch dadurch, in den Erziehungsstellen mit Menschen zu arbeiten, die „mit hohem Engagement und Leidenschaft diese öffentliche Erziehung in ihrem privaten Umfeld umsetzen.“ Und Verena ergänzt: „Davor habe ich Hochachtung! Auch, dass sie nicht ‚nur‘ ein Kind aufnehmen, sondern auch uns mit einer Offenheit begegnen und uns wie selbstverständlich einlassen, ins Haus und ihr Innerstes, finde ich sehr beeindruckend.“ Wolfram fügt hinzu: „Ja, das geht manchmal sehr an die Substanz. Da kommen auch Konflikte und Beziehungsdynamiken auf den Tisch. Damit muss man sehr vertraulich umgehen und eben nicht beschämen.“

Auf fachlicher Ebene bleibt ein Wunsch offen: das bisherige Jugendhilfesystem sieht in Ausnahmefällen nur für kurze Zeit (finanzielle) Ressourcen vor, um junge Menschen in die Selbstständigkeit oder im Sinne einer Nachsorge zu begleiten. Dies müsste sich dringend verändern, um stabilere Übergänge gewährleisten zu können.

Die Arbeit im Fachdienst ist auf vielen Ebenen sehr herausfordernd und braucht einerseits klare Standards, andererseits aber auch ausreichend Zeit für Reflexion aus unterschiedlichen Perspektiven. Verena und Wolfram schildern, wie wichtig es ist, immer wieder den Zeitdruck rauszunehmen. Sei es, weil interessierte neue Erziehungsstellen ganz schnell ein Kind aufnehmen wollen, sei es, weil Jugendämter unter einem wahnsinnigen Belegungsdruck stehen. „Aber gerade die Vorbereitungsphase ist für uns eine ganz wichtige Phase, in der nichts übersprungen werden sollte. Und auch bei der Vermittlung müssen wir ganz genau schauen: passt das Kind da wirklich hin?“ Diesen Standard zu halten,

ist nicht immer einfach, denn die Not, gerade auch sehr kleine Kinder in Erziehungsstellen unterzubringen, ist bundesweit riesig groß. Allein im Jahr 2025 gab es in der Zeit bis Mitte September bereits über 150 Anfragen an den Fachdienst von kit jugendhilfe, gerade mal zwei Kinder konnten neu aufgenommen werden. Hinzu kommt ein Generationenproblem: einige Erziehungsstellen sind im Rentenalter und hören auf, jüngere kommen weniger nach. „Es ist schwer, auszuhalten, dass es für die vielen Anfragen, besonders für die Kleinsten (Babys und die Kleinen) keinen Platz gibt“, findet Verena. „Wir brauchen einfach viel, viel mehr Erziehungsstellen!“

Für diese Art der Arbeit braucht es ganz dringend mehr gesellschaftliche Anerkennung und Wertschätzung: „Es gibt beispielsweise keine Urlaubs- oder Krankheitsvertretung, bei Abbrüchen endet die Finanzierung abrupt“ – das sind aus Sicht von Wolfram sehr schlechte Rahmenbedingungen. kit jugendhilfe hingegen sieht er als immer sehr bemüht, den Erziehungsstellen gute Rahmenbedingungen für ihre Arbeit zu schaffen: „Vernetzung, Fortbildungen, Supervision, die Unterstützung in Krisen. Wir lassen die Erziehungsstellen nicht allein, wir versuchen immer, alles machbar zu machen, was möglich ist.“

Hilfreich wäre auch, dass der Blick auf dieses Arbeitsfeld nicht allein problemorientiert bestimmt ist und manche Menschen sich dadurch möglicherweise abschrecken lassen. Verena betont: „Unsere Kinder sind so viel mehr als Diagnosen. Uns begeistert, wie stark und kreativ sie ihr Leben oft meistern, welche Kompetenzen und Ressourcen sie haben. Sie überraschen und beeindrucken uns immer wieder. Es macht Spaß und Freude, sie zu begleiten.“

Wie wird man eigentlich Erziehungsstelle?

Voraussetzungen:

- » pädagogische Ausbildung
- » ein eigenes Kinder- oder Jugendzimmer im Haus oder der Wohnung
- » Offenheit für neue Herausforderungen und Kooperationsbereitschaft
- » Breitschaft zur Selbstreflexion
- » Freude an der Begleitung, Betreuung und Förderung von Kindern und Jugendlichen

Wir bieten:

- » eine gute und qualifizierte Vorbereitung
- » steuerfreies Erziehungsgeld von 1.680 €
- » altersgestaffelte Sachkosten zwischen 764 € und 1.072 € (Stand 2026)
- » kontinuierliche fachliche Beratung und Begleitung
- » Fortbildungen, Austausch, Unterstützung

Interesse geweckt?

Dann melden Sie sich doch unter:
erziehungsstellen@kit-jugendhilfe.de

Mehr Infos:



Impressum

Herausgeber:

Tübinger Verein für Sozialtherapie
bei Kindern und Jugendlichen e.V./ kit jugendhilfe,
Lorettoplatz 30, 72072 Tübingen

Konzept und Inhalte:

Matthias Hamberger, Jutta Goltz

Konzept und Gestaltung:

Bachgasse | Büro für Gestaltung, www.bachgasse-bfg.de

Fotos:

Steffen Müller-Klenk, Carolin Albers (Titelbild),
Klaus Wolf, kit jugendhilfe

Druck:

Druckerei Deile GmbH, Tübingen



kit jugendhilfe

Lorettoplatz 30, 72072 Tübingen

T 070 71/56 71 -0

F 070 71/56 71 -11

M mail@kit-jugendhilfe.de

W www.kit-jugendhilfe.de



Unser Spendenkonto

IBAN: DE94 6415 0020 0000 2639 40

BIC: SOLADES1TUB

Bank: Kreissparkasse Tübingen

Kontoinhaber:

Tübinger Verein für Sozialtherapie e.V./

kit jugendhilfe